

ée
I - Tel. 283
herach, 8.30 Uhr
Peter Kraus,
Her 2.2.4.
die verwickelt
so rein
ist der Spielball
vond und per-
Humor und ro-
n.
gendliche zugel.
herach, 8.30 Uhr
ITEN" Jense
Nichten
r Philipe, Lalla,
Gibie, Ruth Ste-
na.
da war!!!
wobei!!!
gendliche zugel.
September 1963
Müringen
ale Jost
eine erstklassige
und die Kapelle
URES
380) 28277
odwiler 60, For-
400 norm, TR 11,
r, VW 61, 3. Op
180 D 29000,-
m pers VW 62,
s, Marc 319 59,
7 acc, Chev, 59
D 60, 220, 180,
luer, 20 VW, 3
imca 58, 3 55
moneta, p, 3
3-2 400, 5 203,
xford, 3. ltern
l, Chev, James,
3 Op, 810, 3
VW 1500 KG
ann, Fregalen, 5
il, Ford, Jeep
D, Jeep Minerv
16000,-, Cordini
5 1250 58, Auto
Malco, Multipol-
loran, Vespa, Pe-
432.
s, pneus, radier.
hinen
7.000 Fr.
00 bis 9.000 Fr.
Frank, komplett
lichkeit durch:
aymonville
Walmes 79 140

ST. VITHER ZEITUNG

Die St. Vither Zeitung erscheint dreimal wöchentlich und zwar dienstags, donnerstags und samstags mit den Beilagen „Sport und Spiel“, „Frau und Familie“ und „Der praktische Landwirt“



TELEFON N. r. 2 8 1 9 3

Druck und Verlag: M. Doepgen-Beretz, St. Vith, Hauptstraße 58 u. d. Malmeyer Straße 19 / Handelsregister Verviers 29259 Postscheck-Konto Nummer 589 95 / Einzelnummer 2 Francs

Nummer 99 St. Vith, Dienstag, den 3. September 1963 9. Jahrgang

Wegen der Auslandhilfskredite Kennedys Schlappe

In diesen Tagen hat Präsident Kennedy seine bisher größte parlamentarische Schlappe erlitten, als das Repräsentantenhaus des Kongresses die Vorlage für die Auslandshilfe um nicht weniger als 285 Millionen Dollar kürzte. Wie aufgeklärt der Präsident über diesen Abstrich an seinem Programm war und wie wichtig er die Angelegenheit nimmt, zeigt allein schon der Umstand, daß er noch am gleichen Tag eine Pressekonferenz ins Weiße Haus einberufen ließ und vor den Fernsehkameras und dem Wald der Mikrophone seinem Aerger freien Lauf ließ. Kurzzeitig, unverantwortlich und gefährlich engstirnig nannte er die Mehrheit des Hauses, die ihm den Kredit verweigerte und warf ihr von unter dem Gesichtswinkel egoistischer Parteipolitik zu handeln.

Sind diese schweren Vorwürfe gerechtfertigt? Zunächst ist einmal festzuhalten, daß überhaupt nicht nach Parteiparolen gestimmt worden ist, sondern daß eine Koalition die Vorlage des Präsidenten kappte. Neben den 165 Republikanern befürworteten nämlich auch 86 Demokraten den Kürzungsantrag, vorwiegend Vertreter der Südstaaten. Und diese Volksvertreter gehören immerhin zur Regierungspartei.

Nun sind ja mit dieser Abstimmung im Repräsentantenhaus die Würfel noch nicht endgültig gefallen, weil jetzt die Vorlage vor den Senat kommt, der bestimmt versuchen wird, den vorgenommenen Abstrich zu mildern. Man kann heute schon mit Bestimmtheit sagen, daß die bereinigte Vorlage der Auslandshilfe sicher einen größeren Betrag bewilligen wird als nur 4,1 Milliarden Dollar, die heute vom Repräsentantenhaus genehmigt wurden.

Die Gründe, die zu einer so überraschend hohen Kürzung der Auslandshilfe im Repräsentantenhaus führten, sind mannigfaltig, und Präsident Kennedy ging reichlich weit, als er im ersten Aerger die Parlamentarier derart attackierte. Da ist einmal die berechtigte Sorge um die Stabilität der amerikanischen Währung. Nach wie vor muß der Dollar als gefährdet angesehen werden, wenn nicht die Finanzpolitik neue Wege einschlägt. Das Budgetdefizit des laufenden

Finanzjahres wird gegenwärtig auf etwa neun Milliarden Dollar geschätzt, ein Betrag, der auch für ein reiches Land ins Gewicht fällt. Der Gedanke, unter diesen Umständen vor allem an der Auslandshilfe zu sparen, liegt daher sehr nahe. Er gefällt auch den Wählern zu Hause, die mit ihren schweren Steuerlasten die Auslandsmilliarden aufbringen müssen.

Dann ist nicht zu vergessen, daß die Amerikaner allmählich skeptischer geworden sind. Sie haben erkennen müssen, daß die Auslandshilfe ihnen nicht überall Sympathien eingebracht hat. Das Beispiel von Südvietnam muß auch den wohlgesinntesten Parlamentarier bedenklich stimmen. Nicht zu reden von den tiefen Enttäuschungen mit den Hilfsprogrammen im Rahmen der lateinamerikanischen Allianz für den Fortschritt. Es kommt nicht von ungefähr, daß man gerade dort 25 Prozent des von Kennedy vorgeschlagenen Betrages von 600 Millionen Dollar abstrich.

Kennedy verlangt Wiederherstellung der Auslandhilfskredite

Präsident Kennedy forderte den Kongreß auf, das Auslandhilfsprogramm wieder ganz herzustellen, das vom Abgeordnetenhaus beschnitten wurde. „Die Freiheit kann nicht leicht oder zu einem billigen Preis erworben werden“, erklärte er in Hyannis Port auf einer Pressekonferenz.

Während der jetzigen Periode „sehr intensiver“ Koexistenz sei die Auslandshilfe unerlässlich, betonte Kennedy weiter.

General Lucius Clay, der ebenfalls anwesend war, führte aus, daß das Abgeordnetenhaus zu weit gegangen sei. Er selbst habe anfangs des Jahres eine abschnittsweise Reduzierung empfohlen. Besonders beanstandete er die Herabsetzung der Kredite für militärische Hilfe und für Lateinamerika.

Finnische Regierung zurückgetreten Drei Minister mit der Erhöhung der Verbraucherpreise für landwirtschaftl. Erzeugnisse nicht einverstanden

HELSINKI. Der finnische Ministerpräsident Ahti Karjalainen hat dem Präsidenten der Republik, Urho Kekkonen, den Rücktritt seiner Regierung erklärt, nachdem 3 Minister am Vormittag zurückgetreten waren.

Die 3 zurückgetretenen Minister vertraten den Gewerkschaftsverband in der Regierung und waren mit der Regierungspolitik hinsichtlich der Landwirtschaftserzeugnisse unzufrieden.

Bei den zurückgetretenen Gewerkschaftsministern handelt es sich um den Minister für Nachrichtenwesen, Onni Näreänen, Finanzminister Koski und Sozialminister Olli Saarinen. Ihr Rücktritt wurde durch den Mehrheitsbeschluß des Kabinetts ausgelöst, die Verbraucherpreise für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu erhöhen, die eine Erhöhung des Lebenshaltungskosten-Index um 1,2 Prozent erbracht haben würde. Die Minister hatten gefordert, die Preiserhöhungen sollten durch staatliche Subventionen aufgefangen werden, und nicht

Voerkundgebung ruhig verlaufen

VERVIERS. 15.000 Manifestanten (nach Angabe der Veranstalter) oder 5.000 (so sagt die Gendarmerie) haben am Sonntag in den an diesem Tage zur Provinz Limburg abgetretenen Gemeinden der Voer protestiert. Die Kundgebung verlief im Großen Ganzen ruhig, wenn auch am morgen eine Gegendemonstration flämischer Elemente stattfinden sollte.

te. Die Flamen wurden aber durch die Gendarmerie an ihrem Vorhaben gehindert.

Der Protest gegen die Angliederung an Limburg wurde immer wieder in allen Reden hervorgehoben. Es wurde sogar passiver Widerstand gegen die Behörden angedroht. Es scheint also, als ob sich ein Teil der Wallonen nicht mit der neuen Sprachengesetzgebung zufrieden geben wollen.

18 Tote beim Unglück
im Kali-Bergwerk von Moab
MOAB (Utah). Die letzten zehn Bergleute des Kali-Bergwerkes von Moab (Utah), deren Schicksal noch unbekannt war, sind tot aufgefunden worden. In einer Tiefe von 900 Metern waren sie seit 49 Stunden verschüttet gewesen.

Die endgültige Bilanz des Unglücks stellt sich somit auf achtzehn Tote (acht Tote waren bereits früher geborgen worden) und sieben Ueberlebende.

Tito und Chruschtschow sprachen zu Bergarbeitern

Tito bezeichnet die Chinesen als „pseudorevolutionäre Phrasendrescher“

VELENJE. Anlässlich einer Besichtigung der Zechenanlagen in Velenje durch Chruschtschow und Tito griff der jugoslawische Staatspräsident, ohne sie zu nennen, die leitenden Kommunisten Chinas heftig an. Er bezeichnete sie als „pseudo-revolutionäre Phrasendrescher“ und stellte ihnen die vom Sozialismus in seinem Lande erzielten Erfolge gegenüber. Tito betonte, daß er mit dem sowjetischen Ministerpräsidenten völlig darüber einig sei, daß die zum Sozialismus führenden Wege in den einzelnen Ländern verschieden sein können.

Anschließend wandte sich auch Chruschtschow gegen die „Unverantwortlichen“, die es für möglich halten, eine neue Zivilisation auf den durch einen

Nuklearkrieg verursachten Ruinen aufzubauen. Aber er empfahl gleichzeitig, den „kriegerisch eingestellten Kreisen des Imperialismus“ gegenüber wachsam zu sein. Er richtete einen Appell an „die Arbeiterklasse der kapitalistischen Staaten“, die er zum Kampf aufforderte. „Es ist unsere Aufgabe, die Vorzüge des Sozialismus zu zeigen. Aus dem zaristischen Rußland haben wir die Sowjetunion geschaffen, welche die zweite große Weltmacht ist“, rief Chruschtschow aus. Er griff auch die Priester an, „die sagen, daß sich das Paradies im Jenseits befindet“. Eine bessere Welt müsse jedoch „hier auf der Erde“ gebaut werden.

Wieder ein sehr lustiger Chiro-Abend

ST. VITH. Anlässlich ihres 10jährigen Bestehens bot die St. Vither Chiro am Sonntagabend im Saale Even-Knot ihren Eltern, Freunden und Gönnern einen sehr gut gelungenen Abend mit einem bunten und abwechslungsreichen Programm. Humor und Lachen waren auch bei dieser Veranstaltung wieder Trumpf. Vor vollbesetztem Saale und in Anwesenheit der hochw. Herren Dechant Breuer, Kaplan Servais, Kaplan Geelen, Direktor Pankert, mehrerer Professoren, sowie des Bürgermeisters W. Pip begann das Programm mit einer Darbietung von 7 Burgnknapen, die uns zeigten, auf welch verzwickte Art man einen Bürgermeister wählen kann. In das Reich der Fernhypnose ging die darauffolgende Nummer, denn Walter Heinen hypnotisierte per Telefon.

Die altbekannte Geschichte von Wilhelm Tell wurde in der darauf folgenden Nummer von den Knappen leicht umgemodelt. Tells Sohn mußte sterben, jedoch machte sich seine Bahre selbständig. Eine der besten Nummern waren die Negro Spirituals, gesungen und gespielt von hochwürdigen Kaplan Geelen, Fredel und Horst Schröder, Bob Oberecken, Josef Hammerschmidt, Robi Kohnenmergen und Ludwig Hock.

Drei Männer und drei Frauen aus dem Publikum produzierten sich anschließend als Quizz-Darsteller. Wer

richtig riet, erhielt eine „große“ Rippe Schokolade. Walter Kohnenmergen hat eine Vorliebe für Figuren, die allen Regeln der Anatomie spotten, aber auch die kleinen Geschichten, die er von seinen Kameraden erzählte, boten Stoff zum Lachen. In der Schneiderstube konnte man anschließend sehen, wie kompliziert es sein kann, eine Hose kürzer zu machen, wenn man es darauf anlegt, wie die 5 Kerle. Lokalen Einschlag hatte die Pantomime „Old Shatterhand am Marterpfahl“, von den Aspiranten mit blutrünstiger Realistik dargestellt.

Als Einlage gastierte ein zufällig im Saale anwesender fremder Imitator, dessen Nachahmungskünste hel le Freude hervorriefen. Mit einem neuen Chiro-Schlager wurde dieser erste Teil des Programms abgeschlossen. In der Pause ergriff hochw. Dechant Breuer das Wort und erteilte den Chiroleitern einige Winke für ihre Arbeit.

Nach der Pause wurde ein Theatervorstellung mit dem Titel „Das Geheimnis des Prinzen“ aufgeführt. Es ging sehr ernst und schaurig an, wurde aber dann immer lustiger und kauziger, zumal einer aus dem Zuschauerraum seinen „Senf dazutat“.

Der Abend endete gegen 11.45 Uhr mit einem gemeinsam gesprochenen Gebet.



Königin Elisabeth

In der kgl. Villa in Ostende verbringt Königin Elisabeth ihren Urlaub. Im Kursaal besichtigte sie eine Ausstellung des Malers Saverys (Unser Bild)

MENSCHEN UNSERER ZEIT

William Averell Harriman

Ein Experte auf schwierigem Gebiet

Es wird so viel von den „jungen Männern“ um den amerikanischen Präsidenten Kennedy gesprochen, daß man leicht übersieht, wie oft er besonders in der Diplomatie, sich die Erfahrungen älterer Experten auf jenem Gebiet zunutze macht. Ein besonders typisches Beispiel dafür ist Averell Harriman, der als Leiter der amerikanischen Delegation in Moskau die Verhandlungen über die Einstellung von Atomversuchen führte. Harriman ist seit März 1963 als Staatssekretär für politische Fragen der dritte Mann im US-Außenministerium.

William Averell Harriman hat in seinem Leben so viel erlebt und so viele verschiedene Karrieren gemacht wie nur wenige Männer seiner Generation. Geboren wurde er im November 1891 als Sohn eines Eisenbahnmagnaten. Sein Vater hinterließ ihm ein Vermögen von 70 Millionen Dollar.

Als 1933 Roosevelt Präsident wurde, schloß sich Harriman den Demokraten an und wurde politisch aktiv. Roosevelt ernannte ihn zum Direktor der Nationalen Wiederaufbaubehörde. Harriman hatte damit zum erstenmal die Gelegenheit, seine organisatorischen Fähigkeiten zu beweisen. Da er Verständnis für die Gewerkschaften und die Neger aufbrachte, galt er bald in seinen Kreisen als „Abtrünniger“, doch das störte ihn wenig.

Seine Feinde behaupteten, es sei leicht, ein soziales Gewissen zu entwickeln, wenn man Multimillionär sei, doch diese Vorwürfe gingen am Kern der Dinge vorbei. Harriman war vielmehr Realist. Er erkannte die Realität früher als an dere Leute und trug ihnen Rechnung.

Verhandlungspartner

Die Diplomatische Laufbahn schlug Harriman während des zweiten Weltkrieges ein. Roosevelt schickte ihn als Administrator der Leih- und Pachthilfe nach London und später nach Moskau. 1943 wurde er Botschafter in Moskau, wo er drei Jahre blieb.

Harriman war der erste, der seine Regierung warnte, das Kriegsbandnis mit den Sowjets werde den Waffenstillstand kaum überleben. Schon 1945 erklärte er: „Wir werden mit der Sowjetunion Schwierigkeiten haben, solange wir leben.“

Harriman trug dieser Erkenntnis Rechnung. Truman ernannte ihn nach dem Kriege zum Handelsminister. In dieser Eigenschaft verfertigte er den Bericht, der dann die Grundlage des Marshallplans wurde, der rückblickend Westeuropa davor rettete, vom Kommunismus

geschluckt zu werden. Auch an der Schaffung der Nato hat er einen sehr entscheidenden Anteil gehabt.

Während der letzten Jahre der Präsidentschaft Trumans vermittelte Harriman als Sonderbotschafter im anglo-per-sischen Oelkonflikte, außerdem diente er bei der Nato im „Rat der Weisen“. Nach dem Wahlsieg der Republikaner unter Eisenhower fand seine außenpolitische Karriere ein Ende. Erst Kennedy holte ihn zurück – anfangs wieder als Sonderbotschafter. In Genf half er den Waffenstillstand für Laos auszuhandeln. Bis zu seiner Ernennung zum Staatssekretär für politische Fragen betätigte sich Harriman noch mehrfach als „diplomatischer Feuerwehrmann“, darüber hinaus aber auch als Leiter der Fernostabteilung im US-Außenministerium.

Harriman ist überzeugt davon, daß das russische Volk die Freundschaft mit Amerika wünscht. Er glaubt fest daran, daß Chruschtschow ernsthaft an einem Ende des Rüstungswettlaufs interessiert sei, weil der für die Sowjetunion auf die Dauer zu kostspielig wird. Andererseits ist er gegen faule Kompromisse, die Moskaus Position stärken und den Status quo in Osteuropa zementieren.

71 Jahre jung

Man sieht diesem Mann nicht die 71 Jahre an. Noch heute treibt er viel Sport

DIE WELT UND WIR

Der Mensch entdeckt den Menschen

Doch der Tod siegt über das Leben

Wie ein Schwerverbrecher am Lügendetektor mußte sich der 51jährige jugoslawische Ingenieur Stanko Juardana vorkommen: Drei Tage lang setzten die Mitglieder einer Belgrader Universitäts-Kommission in von der Außenwelt hermetisch abgeschlossenen Kabinen ihre stärksten Meßinstrumente bei dem Mann an. Nun wußte Stanko Juardana, daß er sich auf das immer noch umstrittene Pendeln und Rutengehen versteht. Nicht nur, daß er Wasseradern findet und Aerzten Hinweise auf erkrankte Organe im Körper von Patienten geben kann – er hat in einigen Fällen sogar schon von der Polizei vergeblich gesuchte Tote aufgespürt.

Das jetzt vorliegende Ergebnis der Belgrader Testes: Juardanas Körper sendet Kurzwellen im Radarbereich aus. Er ist ständig mit 0,9 Volt bei einer Stromstärke von 30 Milliampere „geladen“ und

wie Reiten, Schwimmen und Schifahren. Auf dem diplomatischen Parkett versteht er es meisterhaft, sich zu bewegen. Er strahlt eine Selbstsicherheit aus, um die er oft beneidet wird. Sie hängt nicht nur mit seiner politischen Karriere zusammen, sondern auch mit seinem Vermögen.

Selbst Präsident Kennedy, der gerne seine Mitarbeiter unkonventionell mit ihren Vornamen anredet, adressiert ihn stets als „Gouverneur“. Harriman war von 1954 bis 1959 Gouverneur des Staates New York.

Tatsächlich ist Harriman einer der wenigen Männer auf der politischen Bühne Amerikas, die schon bei den Verhandlungen von Teheran, Jalta und Potsdam dabei waren. Seine Erfahrungen aus jener Zeit – man sagt ihm ein phänomenales Gedächtnis nach – sind für die Kennedy-Regierung von unschätzbarem Wert.

Im Privatleben ist Harriman dem Stil eines Multimillionärs treu geblieben. In seinem Hause treffen sich Politiker, Bankiers, Wirtschaftskapitäne, aber auch Professoren und Künstler.

Er ist zum zweitenmal verheiratet. Aus der ersten Ehe gingen zwei Töchter hervor.

Harriman war schon Vizepräsident einer der größten amerikanischen Eisenbahngesellschaft als Kennedy geboren wurde, als Chruschtschow noch Kumpel in einem Kohlenbergwerk war.

Wenn der „Millionär mit der Kurier-tasche“ mit Kennedy diskutiert, spürt man nichts von dem Altersunterschied. Für beide zählen nur Tatsachen und der Nutzen, den man aus Erfahrungen ziehen kann.

So spaßig geht es oft zu ...

Wegen Parkens auf einem Zebrastreifen bestrafte das Gericht in Torquay einen Engländer. Sein Einwand, er habe, ohne eine Sekunde zu verlieren, schnell mal verschwinden müssen und deshalb auf den Streifen nicht geachtet, wurde abgelehnt.

In einem Hafenrestaurant von Sydney aß ein Angler eine Portion Austern. Die letzte steckte er an den Angelhaken und hielt die Rute zu Fenster hinaus. Kurz darauf biß eine Rotbrasse an, die er gleich in der Küche des Lokals zubereiten ließ.

Zum erstenmal wurde in den USA ein Hold-up mit einem Hund verübt. Ein Gangster mit dressiertem Schäferhund überfiel James Underwood in Hollywood. Während das Tier James ankunnte, nahm ihm der Gangster 90 Dollar aus der Tasche.

Der einzige Hund, der nicht bellt, sondern muht, ist ein elfjähriger Boxer in Shefford-England. Er wuchs bei einer Kuhherde auf und imitiert seitdem ihr Gebrüll durch Bellen, das wie „Muh!“ klingt.

Die Brotfabrik Murlay & Leyton in Stenhousemuir setzte einem Brauerreipferd 2 Semmeln am Tag als lebenslange Rente aus. Bevor es mit dem Bierwagen auf Tour ging, blieb es jedes Mal Eingang der benachbarten Bäckerei stehen und wartete auf die milde Gabe.

Die Geophysiker machen schon heute für das „Jahr der ruhigen Sonne“ 1964/65 mobil. Wissenschaftler aus allen Teilen der Welt beteiligen sich. Im Gegensatz zum Internationalen Geophysikalischen Jahr 1957/58, das während eines Sonnenflecken-Maximums stattfand, wird das neue internationale Forschungsjahr in eine Periode minimaler Sonnenflecken fallen. Erstmals will man sich bei der Gelegenheit auch um den sogenannten Biorhythmus kümmern, also um die plötzlichen Umschwünge, die der Mensch tragen muß, wenn im Kosmos und auf der Erde elektromagnetische Feldveränderungen vor sich gehen.

Wir wissen, daß die Erde von einem magnetischen Feld umgeben ist. Eine der größten Ueberraschungen für die Forschung war jetzt jedoch die Erkenntnis, daß es den sogenannten Van-Allen-Strahlungsgürtel um die Erde überhaupt nicht gibt. Die Flüge der Satelliten „Ex-

plorer XII“ haben bewiesen, daß es sich in Wirklichkeit um eine allgemeine „Magnetosphäre“ handelt, von der man bisher noch nichts wußte. Diese Magnetosphäre ist in Form und Ausdehnung vom Magnetfeld der Erde und dem Verlauf seiner Kraftlinien im Raum abhängig. Man konnte auch einzelne Höhen nachweisen; für verschiedene Höhenbereiche sind Konzentrationen bestimmter, elektrisch geladener Teilchen charakteristisch. Die äußerste Grenze der Magnetosphäre liegt zwischen 50 000 und 65 000 Kilometer Abstand von der Erdoberfläche.

Die Auswirkungen auf die Erde und vor allem auch auf alles, was auf der Erde lebt, ist unbestreitbar. Doch dem Gesetz des Todes ist nach wie vor alles Leben auf dieser Erde unterworfen, auch der Mensch. Wie eine Blume des Feldes welkt er, nach dem Wort des Psalmisten, dahin. „Gemessen an der allgemeinen Vergänglichkeit jeglicher Materie“, so gibt Georg Kleemann in seiner packenden Einführung in die Methoden der archäologischen Ausgrabung in Deutschland und in Mitteleuropa „Schwert und Urne“ (Frankh'sche Verlagshandlung, Stuttgart) zu bedenken, „ist es geradezu ein Wunder, daß ausgerechnet von den empfindlichsten organischen Gebilden, von den menschlichen und tierischen Körpern, Reste erhalten geblieben sind. Die Chancen, die unsere Knochen haben, in fünf Jahrtausenden, ähnlich dem Heidelberg Menschen, gefunden zu werden, sind ja so gering . . . Die überall in unseren Breiten in der obersten Erdschicht vorhandenen Humussäuren zerstören jeden Leichnam mit Leichtigkeit samt allen Knochen und allen Zähnen – zur Vernichtung der Zähne brauchen sie nur wenige Jahre mehr . . . Wo der Humus fehlt, nagt das Wasser.

Wenn sich daher ein Urmensch etwa nach der ersten Eiszeit überlegt hätte, wie er seine Entwicklungsgeschichte so wertvollen Knochen zum Nutzen der Wissenschaft eine halbe Million Jahre aufbewahren könnte, so hätte er sich entweder im Löß, in einen moorigen Teich mit kalkhaltige, Tuff bildende Quelle zur Letzten Ruhe niederlegen müssen. Da soviel Rücksicht auf die Neugierde der Nachkommen jedoch selten geübt worden ist, sind viele zehntausende vor-menschliche und menschliche Generationen spurlos untergegangen.

In den wenigen Einzelfällen aber, in denen doch etwas von unseren Ahnen übrigblieb, lagen die Knochen fast immer in stark kalkhaltigen Gewässern oder in kalkreichen Bodenschichten, so daß der in den Knochen gelagerte Kalk erhalten blieb.“ Auch die Verkiesung kann, nach Kleemann, Knochen vor dem Zerfall bewahren. Die Kieselsäure kann die Kalkbestandteile eines Knochens völlig ersetzen. Ein solcher Knochen wird dann schwer wie Stein und so haltbar wie das Mineral selbst.



»Rennf BP-Veranstaltu

J.VITH. Seit einigen Jahren veranstaltet die Treibstoff-gesellschaft des Landes Rennen für 3-jährige Jungen und Mädchen. Auf dem Hof der städtischen Schule der kleinen Rennfahrer wird einmal im Jahr ein Rennen abgehalten. Die Fahrer sind aus der Umgebung und aus dem Ausland. Die Fahrer sind aus der Umgebung und aus dem Ausland. Die Fahrer sind aus der Umgebung und aus dem Ausland.



1. Eine Gesamtansicht

war ein Stück jodbestrichen. Prescott ergriff das bereitete Messer und machte den ersten

Anne war die Luft im Ohr. Sie hatte in Sherborn, in der Nähe von Boston, gelebt. Sie hatte in Sherborn, in der Nähe von Boston, gelebt.

Er bestand darauf, daß wir uns nicht berühren sollten. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Die Schicksalsnacht

3. Fortsetzung

Punkt zwei Uhr hieß es an die Arbeit gehen, und Anne stürzte sich mit wachem Feuereifer hinein. Schon fünf Minuten vor der Zeit erschien sie auf der Station C. Sie war sich bald völlig klar darüber, daß das Hepperton-Spital, wenn auch in mancher Beziehung rückständig, doch in der Vielseitigkeit der Fälle Shereford bei weitem übertraf. Sie liebte alle Zweige ihres Berufes, doch galt ihr größtes Interesse der Chirurgie. Und hier, auf Station C, lagen mindestens ein halbes Dutzend Operierte, lauter Fälle, die sie in Shereford wohl während zwanzig Jahren nie zu Gesicht bekommen hätte. Nicht nur das: Heute war Aufnahmetag und ein ganzer Strom neuer Patienten flutete in die Säle. Über zwei Stunden war Anne fieberhaft beschäftigt, glühend vor lauter Begeisterung, inmitten einer Hölle von Not und Schmerzen, wo sich alle Tiefen, alles Dunkle des Lebens zusammenzufinden schienen, aber auch inmitten ungeahnter Tapferkeit und beglückenden ärztlichen Helferkönnens.

Um fünf Uhr, als sie gerade einen Patienten mit einer schweren Blutvergiftung frisch verband, wurde sie plötzlich aufgeschreckt durch den kategorischen Ruf: „Schwester!“ Am Ende des Saales, auf der Türschwelle, stand ein elegant gekleideter junger Mann mit wunderbaren Bügelfalten und tadellosem Scheitel,

ROMAN VON A.J. CRONIN

Copyright by Scherz & Coverts and Dukas durch Verlag v. Gröbner & Güg, Wiesbaden

„Schwester!“ rief er nochmals in herischem Ton. Anne stieg das Blut in die Schläfen. Sie legte das Verbandzeug beiseite und ging langsam auf ihn zu. „Na, wird's bald, sind Sie taub?“ schnarrte er. „Wenn ich eine Schwester rufe, erwarte ich, daß sie augenblicklich reagiert. Sind Sie neu?“ „Ja“, preßte Anne heraus; sie hätte gerne mehr gesagt. „Hm“ klang es besänftigt zurück, „so wußten Sie also nicht, wer ich bin. Doktor Georg Caley, der Assistenzarzt. Das nächste Mal nehmen Sie gefälliger gleich Notiz von mir und stehen bereit, wenn ich komme.“ Ann hatte ihren Stolz und wurde jetzt zornig. „Gewöhnlich stehe ich bereit“, entgegnete sie scharf, „ich hoffe, daß ich Sie bemerken werde.“ „Soll ich etwa auch noch besonders grüßen?“ Er wurde puterrot und warf ihr einen vernichtenden Blick zu. „Unterstellen Sie sich, frech zu werden! Sie tändeln ja vorhin bloß auf der Station herum und waren gar nicht bereit. Geben Sie acht, sonst verklage ich Sie höheren Orts, und der Chef wird Sie zum Tempel „rausschmeißen“. Anne preßte die Lippen fest zusammen, sie durfte um keinen Preis riskieren, ihren Posten zu verlieren. Er bemerkte ihre Verlegenheit und lachte überlegen. „Eine gute Lehre für Sie, Fräulein Frechdachs, wie? Es wird nicht die einzige bleiben. Soll mir ein Vergnügen sein, mein Fräulein, Ihnen beizubringen, wie man sich auf dieser Station zu betra-

gen hat. Achten Sie genau auf meine Anordnungen; hier, Nummer fünf, ist ein Patient mit schwerer Magenoperation. Heute früh hatte er leichtes Blutbrechen, der Chef ist in Sorge um ihn. Ich erwarte, daß Sie gewissenhaft auf ihn achten und mich sofort anrufen, falls eine Blutung haben sollte. Ich bin im Parkhotel zum Tee eingeladen und dort telefonisch zu erreichen. Verstanden?“ Sie rang sich wieder ein einziges Wortlein ab. „Ja“, „Ist das alles?“ Sein eisiger Blick streifte sie. „Sie haben mich mit „Doktor“ anzureden.“ „Jawohl, Herr Doktor.“ Anne legte feierlichen Nachdruck auf den Doktor. Er lachte triumphierend und stolzierte hochmütig hinaus.

Am nächsten Tag stellte Dr. Sinclair, der Chefarzt der Abteilung, Anne ein Gesundheitsattest aus, und allmählich fand sie sich selbst wieder, trotz aller Widrigkeiten. Ihre Arbeit war außerordentlich interessant, und sie lernte viel. Dr. Sinclair, ein kleiner älterer Herr mit silbergrauem Bart, war ein ausgezeichnete Chirurg, doch fehlte es ihm an Selbstvertrauen, so daß er gelegentlich einen besonders kritischen Fall seinem Kollegen im angrenzenden Flügel überwies.

Bei ihrer Arbeit auf der Station konnte Anne zu ihrer Freude öfters im Operationssaal assistieren; sie hatte das Zeug zu einer tüchtigen Operationschwester, hier lagen ihre besten Fähigkeiten, die sogar dem „Automaten“, Schwester Gilson, manch unfreiwilliges Lob zu entlocken vermochten. So schnell war Schwester Anne immer zur Stelle.

Ihre Tage waren derart mit ermüdender Arbeit ausgefüllt, daß sie kaum an freie Zeit denken konnte, und ihre einzige Entspannung waren die Briefe an Lucy, ausführliche, frohe Berichte von all ihrem Tun. Auch die je länger je mehr

vertiefende Freundschaft mit Nora und Glennie schaffte einen wohlthuenden Ausgleich zu allen Lasten und Widerwärtigkeiten des Alltags, unter denen die kleinliche Feindschaft mit Dr. Caley eine nicht geringe Rolle spielte.

Und doch vermiste Schwester Anne Lee zuseiten im Hospital ihre Schwester schmerzlich. Manchmal fragte sie sich zweifelnd, ob Lucy wohl je einwilligen würde, in der Armutlichkeit des Hepperton-Spitals zu arbeiten. Es war wohl nicht der rechte Platz für die anspruchsvolle Kleine.

Da trat gegen Ende des ersten Monats ein Ereignis ein, das sie mit frischem Mut und mit Begeisterung erfüllte und ihrem Leben eine entscheidende Wendung geben sollte.

Am Samstagnachmittag hatte sie frei. Herrlich! Behaglich ausruhend lag Anne auf ihrem Bett, und ihre Gedanken wanderten zu dem ungewöhnlichen Genuß, der ihr an diesem Abend bevorstand: ein Theaterbesuch. Nora waren zwei Karten geschenkt worden, eine große Seltenheit, und sie wollte diese Freude mit Anne teilen. Da stürzte Glennie herein: „Schwester Gilson braucht dich, schnell, die Hölle ist los!“ Und ehe Anne überhaupt zu Wort kommen konnte, sprudelte sie weiter: „Keine Angst, es ist nichts Schlimmes, ausnahmsweise mal nicht, aber eine Sensation erster Güte – Matt Bowleys Blinddarm muß heraus, ausgerechnet Matt Bowleys! Und Prescott hat ihn hierher beordert. Kannst du dir so etwas vorstellen? Der große Matt im Privatzimmer auf Station B! Aber, lieber Himmel, was schwatze ich alles daher, und womöglich ist er jetzt schon im Operationssaal. Nur Auserwählte zum Assistieren, eine ganze Reihe. Und du hast auch die Ehre. Na, meinen Segen hast du, wenn nur ich es nicht sein muß!“

Mit gemischten Gefühlen meldete sich Anne bei der Oberschwester. Ehre hin

oder her, sie war ein wenig ärgerlich. Es sollte eigentlich nicht vorkommen, daß die Schwestern wegen Personalmangels um ihre so seltene, schwerverdienende Freizeit kamen, Aber kaum war sie im Operationssaal, so vergaß sie alles und stürzte sich in die eiligen Vorbereitungen.

Offenbar handelte es sich um eine sensationelles Ereignis. Die Oberin selbst war anwesend und traf ihre Anordnungen. Außer Oberschwester Gilson waren auch die leitende Schwester von Station B, Prescotts eigene Operationschwester und vier besonders ausgewählte Schwestern zugegen; zwei Wärter schleppten Sauerstoffapparate herein, der Narkotiseur bereitete alles zur Narkose vor . . . kurzum, es gab eine so angespannte Geschäftigkeit, wie sie nur entstehen kann, wenn eine unerwartete Operation schleunigst vorbereitet werden muß. Aber überraschend schnell war alles fertig und jedermann in Handschuhen und Kittel bereit.

Jetzt erst erschien Dr. Prescott. Schnell, fast geräuschlos kam er herein, ohne viel Wesens zu machen. Seltsam abwesend schweifelte sein Blick durch den Raum, als sehe er überhaupt nichts, und doch bemerkte er alles, jede Kleinigkeit. Ein Blick genügte, und er war im Bilde.

Man hatte Anne schon viel von Prescott erzählt; gesehen hatte sie ihn noch nie. Ihr fiel sofort seine kraftvolle Erscheinung auf. Weder breitschultrig noch groß, hielt er sich sehr aufrecht. Die scharfgeschnittenen Züge zeigten einen Ausdruck großer Ruhe. Das Haar war dicht und dunkel, das Kinn fest und bestimmt. Am meisten fesselte der durchdringende, klare, fast abweisende Blick seiner stahlblauen Augen.

Er gab ein Zeichen, und Matt Bowley, schon unter dem Einfluß des Anästhetikums, wurde hereingeholt und auf den Operationstisch gelegt. Alles, was man von dem großen Matt sehen konnte,

war ein Stück jodbestrichen. Prescott ergriff das bereitete Messer und machte den ersten

Anne war die Luft im Ohr. Sie hatte in Sherborn, in der Nähe von Boston, gelebt. Sie hatte in Sherborn, in der Nähe von Boston, gelebt.

Er bestand darauf, daß wir uns nicht berühren sollten. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

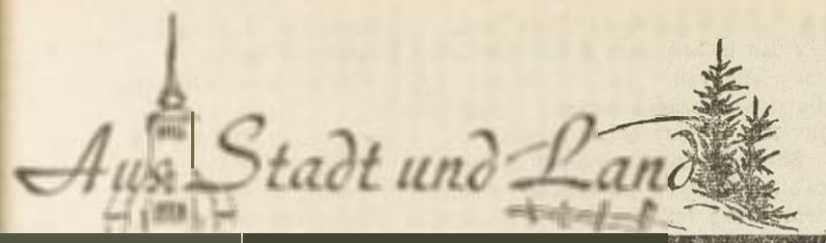
Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort. Er sprach kein Wort.

nen, daß es sich um eine allgemeine von der man diese Magnete Ausdehnung und dem Ver-Raum abhängen- und einzelne Schichten die Höhen- und Tiefen bestimmen. Teilchen charakter der Magneten 50 000 und von der Erde

die Erde und- was auf der war. Doch dem wie vor alles erworfen, auch ume des Feldes des Psalmisten, er allgemeinen Materie", so seiner packen- Methoden der ng in Deutsch- „Schwert und rlagshandlung, ist es geradezu dnet von den hen Gebilden, und tierischen geblieben sind. Knochen haben, nlich dem Hel- unden zu wer- . . . Die überall : obersten Erd- nussäuren zer- nit Leichtigkeit allen Zähnen - ähne brauchen hr . . . Wo der Nasser. Urmensch etwa überlegt hätte, igeschichtlich so n Nutzen der Million Jahre hätte er sich inen moorigen f bildende Quel erlegen müssen. die Neugierde i selten geübt mtausende vor- iche Generatio- en.

fällen aber, in unseren Ahnen chen fast immer wässern oder in en, so daß der e Kalk erhalten ung kann, nach dem Zerfall be- kann die Kalk- rens völlig er- hen wird dann haltbar wie das



»Rennfahrer«-Nachwuchs

BP-Veranstaltung machte den Kindern viel Spaß

ST. VITH. Seit einigen Jahren schon veranstaltet die Treibstoff-Firma BP im ganzen Lande Rennen für 10 bis 15-jährige Jungen und Mädchen. Erstmalig aber wurden die Ausscheidungsläufe in St. Vith ausgetragen. Der Erfolg dieser Rennen ist natürlich außerordentlich groß, denn welcher Junge möchte nicht in einem Rennwagen mit einem richtigen Motor sitzen und selbst steuern. Auch viele Mädchen hatten sich beteiligt, jedoch spielten sich die Jungen nicht als "Ritter der Landstraße" auf denn es ließen kein einziges Mädchen in den Endlauf kommen, dessen Sieger demnächst zur Ermittlung des belgischen Meisters nach Antwerpen fährt.

Am Donnerstag, Freitag, Samstag und am Sonntag morgen brummt es auf dem Hof der städtischen Volksschule die kleinen Rennwagen. Es ging zunächst einmal darum, die Finalisten, die sich am Nachmittag zum Endkampf stellen sollten, zu ermitteln. Das sehr zahlreiche Publikum freute sich ebenso an der Fahrkunst der Kleinen als an der Ansage der

Chiro, die mit der Organisation beauftragt worden war.

Sofort kannte man die Jungen (oder Mädchen heraus) die schon einmal zu Hause am Steuer eines Traktors gesessen hatten. Sie hatten schnell den Bogen heraus, während die anderen meistens so eifrig am Steuer drehten, daß sie schnell in oder auf den Strohhallen landeten und somit kostbare Sekunden verlor.

Auch von auswärts hatten sich viele Jungen eingeschrieben; so war am Sonntag morgen eine komplette Mannschaft aus Rocherath am Start.

Nachmittags wurde es dann sehr ernst. Die Teilnehmer an der Endentscheidung starteten nicht mehr einzeln, sondern zu zweien (einer am gewöhnlichen Start, der andere auf der Gegengeraden). Dieses Hintereinanderfahren machte wohl den Einen oder Anderen nervös. Allgemein aber hatten sich die Jungen gut auf die richtige Fahrweise eingestellt.



1. Eine Gesamtansicht des "Rennens" während den letzten Fahrten



2. Marcel Heiners und Rene Schaus auf der Piste

Der Sieger Marcel Heiners aus St. Vith wird also demnächst in Antwerpen am Schlußrennen teilnehmen.

Hier die Ergebnisse:

1. Marcel Heiners, St. Vith
2. Walter Eichten, Rodt
3. Rene Schaus, St. Vith
4. Rene Heiderscheid, St. Vith
5. Christian Jacobs, St. Vith

6. Peter Dejoze, Recht
7. Peter Aufmans
8. Alfred Kohnen, St. Vith
9. Herbert Michels, St. Vith
10. Josef Lehnen, St. Vith
11. Egon Dell, St. Vith
12. José Arimont, St. Vith
13. Ernst Classen, St. Vith
14. Philippe Bolland, St. Vith
15. Rene Gommies, St. Vith

Bütgenbacher Reitturnier ein schöner Erfolg

BÜTGENBACH. Bei strahlendem Sonnenschein fand am Sonntag in Bütgenbach das große Turnier der ländlichen Reiterjugend statt. Es wurde vom Königsländer Reit- und Fahrverein Bütgenbach-Büllingen ausgerichtet und zwar mit viel Geschick, denn alles verlief reibungslos, sehr zur Freude des zahlreich erschienenen Publikums. Er werden über 500 Menschen auf dem Platz gewesen sein.

Nach den am Morgen ab 10 Uhr absolvierten Dressurprüfungen und den Ausscheidungsprüfungen eröffnete der Turnierleiter M. Wehling um 2 Uhr nachmittags die Hauptveranstaltung. Es wurde ein Programm gezeigt, daß dem künftigen Amel vorgeführt in manchen Punkten gilt. Allerdings gibt es bei einem Reitturnier gar nicht so viele Möglichkeiten, das Programm zu wechseln, denn Hauptpunkte bleiben immer Dressur und Springen. Die anderen Einlagen dienen eher der Abwechslung.

Beim Einreiten der Teilnehmer sahen wir den Königsländer Reit- und Fahrverein Bütgenbach-Büllingen, den St. Martinus Reit- und Fahrverein St. Vith und Umgebung, den Reitverein St. Eloi

aus Millen, „De Brigands van het Hesterbos“ aus Hees, die „Jekerdraers“ aus Norem. Gemeldet waren 48 Pferde.

Nach der Preisverteilung für die Dressurprüfung der Achtermannschaft folgte die übliche Parade aller Reiter, gefolgt von dem Spiralreiten. Die siegreiche Achtermannschaft aus St. Vith führte alsdann ihre Dressur vor, bevor die Preisverteilung für die Einzeldressurprüfung begann. Nach der Bodenrick-Vorführung begann bereits das Springen der Klasse A. Diese Konkurrenz ist für das Publikum besonders interessant, weil dort die meisten einheimischen Reiter an den Start gehen. Immer wieder sieht man gerne die Vorführung und Dressur des Hannoveranerhengstes „Gladiator“ durch seinen Besitzer Ludwig Veithen aus Medell.

Die Voltigevorführung durch die Königsländer wurde stark applaudiert. Spannend verlief auch das Springen in der Klasse L.

Die Eignungsprüfung für Wagenpferde sah 5 Konkurrenten am Start. Beim anschließenden Reiterspiel galt es diesmal, im Galopp 5 Holzwürfel von einem Pfahl zu stoßen, eine Übung, die

erheblich schwieriger ist, als es aussieht. Dies machte sich auch beim Ergebnis bemerkbar.

Das Turnier nahm mit dem Springen über ein lobendes Hindernis (vorgeführt von den Königsländern) dem Springen der Klasse M, dem Stafettenspringen und einer sehr schönen Pyramide der Königsländer seinen Fortgang und Abschluß.

Wie es bei den Turnieren der ländlichen Reitervereine üblich ist, wurde auch diesmal nicht nur pünktlich angefangen sondern auch zur vorgesehenen Zeit (5 Uhr) aufgehört.

Hier die Ergebnisse:

Dressurprüfungen

Achtermannschaften

1. St. Martinus Reit- und Fahrverein St. Vith und Umgebung
2. „De Brigands van het Hesterbos“, Hees.

Einzeldressur

Klasse S: Nelissen Arnold aus Hees

- Klasse M: 1. Meers, René, Norem;
2. Hermanns Laurent, Hees; 3. Geurts Winand, Hees.

- Klasse L: 1. Dollendorf Klaus, auf „Victorintje“, Bütgenbach-Büllingen; 2. Jamar Raymond, auf „Goldsat“, St. Vith;
3. Jorissen Jonky auf „Majorca“, Hees;
4. Dollendorf Klaus, auf „Doris“, Bütgenbach-Büllingen; 5. Houben Mathieu, auf „Rosita“, Hees; 6. Densaf, Hees; 7. Vass Josef, auf „Vos“, Norem; 8. Schlalbert Bernhard, auf „Schollene“, St. Vith;
9. Veithen Josef, auf „Junkerfreude“, St. Vith.

Klasse A 1

1. Töller Willy, auf „Donauschwalbe“, Bütgenbach-Büllingen; 2. Rauw Manfred, auf „Giny“, Bütgenbach-Büllingen; 3. Messerich Walter, auf „Golf“, St. Vith;
4. Heinen Walter, auf „Dora“, Bütgenbach-Büllingen; 5. Backes Willy auf „Merry“, St. Vith; 6. Kohnen Martin, auf „Fanny“, St. Vith; 7. Thijsen Josef, auf „Carica“, Norem; 8. Leroy Alfons, auf „Dora“, Norem; 9. Lowette Josef, auf „Jenny“, Norem.

Klasse A 2

1. Buckings Willy, auf „Vito“, Hees;
2. Töller Alfred, auf „Donauschwalbe“, Bütgenbach-Büllingen; 3. Töller Ernst, auf „Donauschwalbe“, Bütgenbach-Büllingen; 4. Theissen Josef, auf „Freddy“, St. Vith;
5. Veithen Josef, auf „Junkerfreude“, St. Vith; 6. Geurts Chris, auf „Bento“, Hees.

Reiterspiel:

1. Kohnen Martin, auf „Fanny“, St. Vith;
2. Geurts Chris, auf „Bento“, Hees
3. Backes Willy, auf „Merry“, St. Vith.

Springprüfungen

Klasse A

1. Messerich Walter, auf „Golf“, St. Vith;
2. Kohnen Martin, auf „Fanny“, St. Vith;
3. Dollendorf Klaus, auf „Victorintje“, Bütgenbach-Büllingen;
4. Veithen Josef, auf „Junkerfreude“, St. Vith;
5. Dollendorf Klaus, auf „Doris“, Bütgenbach-Büllingen. (alle mit 0 Strafpunkten).

Klasse L

1. Vass Josef, auf „Vos“, Norem;

Fortsetzung Seite 4

wenig ärgerlich, daß es sich um eine allgemeine von der man diese Magnete Ausdehnung und dem Ver-Raum abhängen- und einzelne Schichten die Höhen- und Tiefen bestimmen. Teilchen charakter der Magneten 50 000 und von der Erde

die Erde und- was auf der war. Doch dem wie vor alles erworfen, auch ume des Feldes des Psalmisten, er allgemeinen Materie", so seiner packen- Methoden der ng in Deutsch- „Schwert und rlagshandlung, ist es geradezu dnet von den hen Gebilden, und tierischen geblieben sind. Knochen haben, nlich dem Hel- unden zu wer- . . . Die überall : obersten Erd- nussäuren zer- nit Leichtigkeit allen Zähnen - ähne brauchen hr . . . Wo der Nasser. Urmensch etwa überlegt hätte, igeschichtlich so n Nutzen der Million Jahre hätte er sich inen moorigen f bildende Quel erlegen müssen. die Neugierde i selten geübt mtausende vor- iche Generatio- en.

fällen aber, in unseren Ahnen chen fast immer wässern oder in en, so daß der e Kalk erhalten ung kann, nach dem Zerfall be- kann die Kalk- rens völlig er- hen wird dann haltbar wie das

Prescott. Schnell, er herein, ohne Seltsam abwechselnd durch den aupt nichts, und jede Kleinigkeit. r war im Bilde. r viel von Pres- te sie ihn noch e kraftvolle Er- reitschultrig noch r aufrecht. Die e zeigten einen Das Haar war inn fest und be- wehelt der durch- bweisende Blick n.

und Matt Bow- einfluß des An- ngeholt und auf- legt. Alles, was fatt sehen konn-

le, war ein Stück jodbestrichener Haut. Prescott ergriff das bereitliegende Messer und machte den ersten Schnitt.

Anne war die Luft im Operationssaal ewohnt; sie hatte in Shereford viele, on Dr. Hassal und anderen Spezial- rzen geschickt ausgeführte Operatio- en miterlebt. Aber dies hier war etwas ganz anderes - glänzend, einmalig . . . geradezu eine Wonne zuzuschauen. Mit ngehaltener Atem verfolgte sie jeden sicheren Schnitt. Als die Operations- chwester einmal das falsche Instrument reichte, hätte sie am liebsten empört aufgeschrien über einen solchen Mangel an Einfühlung. Prescott hielt nur einen kurzen Augenblick inne, ohne überhaupt den Kopf zu heben, übersah das Instru- ment einfach, und das harte Aufschlagen des Messers auf dem Boden war ein vielsagender Verweis als ein ganzer Strom von Beschuldigungen. Dann öffne- te er seine behandschuhten Finger und nahm seelenruhig die gewünschte Zange in Empfang. Er sprach kein einziges Mal. Er bestand darauf, daß während einer Operation nur das Allernotwendigste gesprochen wurde. Kühl, zurückhaltend, dachte Anne, aber welch ein Chirurg. Fiel er ein Stern, denn sie folgen konn- te, ein Ziel, das sie schon immer gesucht.

Er war jetzt fast fertig, nur die Nacht blieb noch zu machen, die Anne fast zur Verzweiflung brachte, denn Schwester Carr kam ein bißchen aus ihrer Routine. Auffordernd blickte sie die Schwester, die die Tampons zu zählen hatte, an. eilig flüsterte die Betreffende "Vier- undzwanzig." Alles in Ordnung, Herr Doktor", gab Schwester Carr weiter und reichte ihm die Nadel.

Anne überließ es elskalt, und diesmal nicht vor bloßem Aeger. Hatte sie auch nur mit dem Irrigator bereitstehen müs- sen, so war sie doch instinktiv der Ope- ration bis in alle Einzelheiten gefolgt. Fast bewußt hatte sie auch die ge-

brauchten Tampons gezählt, und zwar nur dreißig. Eines mußte also noch in der Wunde stecken. Sie war ihrer Sache ganz sicher. Wie gebannt startete sie auf Prescott, der den ersten Stich tun wollte, und erkannte, daß niemand außer ihr den Fehler bemerkt hatte. Nach Berufsvorschriften hatte sie strikte zu schweigen, doch war sie sich ganz klar, daß sie hier das Gebot übertreten mußte - der glückliche Ausgang der Operation hing davon ab. Sie kämpfte einen heißen Kampf, für diesen schwierigen Schritt Mut zu fassen und dabei ihre Kollegin soweit wie möglich zu schonen. Leise beugte sie sich vor, kaum bewegten sich ihre Lippen: „Schwester, es fehlt noch ein Tampon!“. Ruhe“, donerte Prescott sofort. Während er sich an die zweite Naht machte, suchte sein Blick Schwester Anne. Er machte eine Pause, und seine Augen blieben auf Anne haften. „Was sagten Sie?“ Bleich vor Erregung begegnete Anne seinem Blick. „Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber es sind nur dreißig Tampons herausgenommen worden!“ „Unsinn!“ Die Oberin platzte fast vor Wut über die Kühnheit und sah Anne böse an. Prescott aber wies sie mit einer Handbewegung zurück. „Die Tampons noch einmal zählen“, befahl er kurz. Es waren wirklich nur dreißig. Prescott sagte nichts. Noch einmal untersuchte er die Wunde, und sein langer Zeigefinger förderte tatsächlich den fehlenden Tampon zutage.

Einen Augenblick herrschte dumpfes Schweigen; noch nie hatte eine solche Stille den Operationssaal erfüllt. Dann führte Prescott ohne ein weiteres Wort die Operation zu Ende.

„Jetzt sollte alles gut gehen“, bemerkte der Arzt zum Narkotiseur. Kein Tadel traf die Schuldige. Dann führte Prescott die Nacht durch, und verließ mit einem letzten Blick auf seinen Patienten unauf- fällig den Saal. Auch von Anne nahm er keine weitere Notiz. Sie war überzeugt,

daß er diesen Vorfall abgeschüttelt hatte, wie etwas, das man am besten schnell vergißt. Sie konnte nicht wissen, daß Robert Prescott niemals etwas vergaß, was seine Arbeit und das leuchtende Ziel seines Strebens betraf.

Nach acht Wochen im Hepperton-Spital wuchs Annes Sorge um Lucy immer mehr. Sie hörte kaum noch von ihr. Auf ihre regelmäßigen Briefe fielen Lucys seltene Antworten ständig unbefriedigend aus. Ende März kam endlich eine überraschende Nachricht:

„Liebe Anne“, schrieb Lucy. „Es wird wohl eine kleiner Schrecken für Dich sein, wenn Du hörst, daß Joe und ich verheiratet sind. Aber ich hoffe, Du freust Dich mit uns. Bald nach Deinem Fortgehen von Sherford starb Joes Vater; das hätte ich Dir eigentlich längst schreiben wollen. Der alte Mann hinterließ ein ganz nettes Stimmchen, und Joe, der Sherford satt hatte, verkaufte das Geschäft. Er wollte mich absolut heiraten und hoffte, in London ein neues Unternehmen zu gründen. So gab ich schließlich nach, und wir zwei brannten nach London durch und heirateten schnell. Ich bin sehr glücklich. Joe ist ein guter Kerl. Er ist einer Autotransportgesellschaft beigetreten, die gute Geschäfte verspricht. Wir haben ein Haus in Muswell Hill gemietet, und ich habe es wirklich wunderschön. Es ist einfach herrlich, Vorhänge, Möbel, Teppiche und vieles andere mehr für den eigenen Haus halt zu kaufen. Zur Hochzeit schenkte mir Joe den kostbarsten Silberfuchspelz. (kostbarsten dick unterstreichen) und auch ein mit allem Notwendigen ausgestattetes Reisenecessaire. Einfach süß ist das!“

Ich weiß, es wird Dich sehr bekümmern, daß ich meine Schwesternarbeit aufgab, besonders nach allem, was Du mir mit getan hast (dies war auch unterstrichen), aber Du wirst froh sein, daß ich mein Diplom doch noch bekam und es für jeden Fall mitgenommen

habe. So habe ich Dich noch nicht völlig enttäuscht, nicht wahr? Komm doch bald mal zu uns. Unsere Adresse ist: 7 Elthreda Avenue, London, Nr. 10.

Nachschrift: Joe schickt herzliche Grüße.“

Ganz benommen und enttäuscht legte Anne den Brief beiseite; es schmerzte sie tief, daß ihr Opfer umsonst gewesen sein sollte, und daß nun alle schönen Pläne für ein Zusammenarbeiten mit Lucy ins Wasser fielen. Sie mußte lächeln, wenn sie dachte, daß Joe noch vor geraumer Zeit sie hatte heiraten wollen. Er war Wuchs in den Händen jeder Frau, der gute Joe. Aber am Ende war diese Heirat gar nicht so übel für ihn, weder für ihn noch für Lucy. Und plötzlich kam ein großes Verlangen über Anne, die beiden wiederzusehen. Vorerst schickte sie ein Glückwunschtelegramm, und bat dann die Oberin um ein freies Wochenende. „Ein Wochenende?“ Die Oberin schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „So etwas ist mir wirklich noch nicht vorgekommen. Wohin wollen Sie denn?“ „Nach London.“

„Natürlich, dacht ich mir's doch. Ihr jungen Leute habt nichts anderes im Kopf, als euch in London zu amüsieren. Dummes Zeug! Wo bleibt die Disziplin, wenn man solche Flausen im Kopf hat!“ „Ich möchte nur meine Schwester besuchen, sie hat gerade Hochzeit gehabt.“ „Nein, nein, ganz ausgeschlossen“, endete die Oberin schnell, „ich kann Sie zur Zeit einfach nicht entbehren. Vielleicht läßt es sich später einmal einrichten.“

Anne stürzte sich wieder in ihre Arbeit. Sie war ein wenig unglücklich und empfand die Absage der Oberin als ungerecht. Tapfer kämpfte sie eine leise aufsteigende Bitterkeit nieder. Auf der Station fand sie ausgerechnet Dr. Caley vor; er war in einem Zustand aufgelaesener Selbstzufriedenheit, der ihr stets Unheil ankündigte. Ein Nichts war er, dieser Herr Caley, den man irgendwie

durch seine medizinischen Examina geschmuggelt hatte. Er war verlobt mit der Tochter eines ortsanständigen Arztes, und die Heirat würde ihm eine günstige Partnerschaft mit seinem Schwiegervater bringen. Ein großes Glück war es für ihn und dazu ein gutes Geschäft. Natürlich hing ihm der Himmel voller Geigen, und jeder, der nicht auf seinen Gemütszustand einging, war sein erklärter Feind. Anne aber hatte er geradezu.

„Schwester Lee“, hatte er gleich zu nör- geln, „dieses Buch fand ich auf der Frauenabteilung bei Nummer 19.“ „Ja, Herr Doktor“ - sie versuchte, beherrscht zu bleiben. „Aber Sie wußten doch, daß Nummer 19 nicht lesen sollte. es regt sie zu sehr auf, die ist zu schwach.“ „Ja, sie ist allerdings sehr elend, Herr Doktor“ - Anne bemühte sich, ehrerbietig zu sprechen. „sie ist sogar tot- krank, eine Sterbende, nicht wahr? Lesen ist das einzige, das ihr ein wenig über die furchtbaren Schmerzen hinweghilft. Sie bat mich flehentlich um das Buch.“ „Ob sie bat oder nicht bat, das ist mir egal. Ich finde es nicht gut für sie, damit basta. Sie folgen meinen Anordnungen nicht. Passiert das noch einmal, werde ich es sofort Herrn Doktor Sinclair melden.“

Anne war klug genug, keinen Einspruch zu erheben. „Jawohl, Herr Doktor.“ Enttäuscht fixierte er sie und suchte nach einer anderen Möglichkeit, sie seine Ueberlegenheit so recht fühlen zu lassen. Schließlich rückte er mit einer neuen Verordnung heraus: „Vergessen Sie nur nicht, dem Patienten Nummer 15 dem Phlebitis-Fall, sein Mesonyl zu geben, um neun Uhr fünf Tabletten.“

Sie startete ihn ganz entgeistert an. Seine Unwissenheit gab ihm völlig in ihre Hand. „Fünf Tabletten?“ vergewisserte sie sich.

Fortsetzung folgt.

Viel Interesse für Fernfahrt Spa-Sofia-Lüttich

Böhringer - Kaiser auf Mercedes siegten

ST.VITH. Nach rund 5.000 km Fahrt unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen kamen die wenigen noch im Rennen befindlichen Wagen am Samstag nachmittag zurück. Schon lange vorher hatte sich an der Grenze in Steinebrück, wo die letzte Kontrolle stattfand ein zahlreiches Autobeflissenes Publikum eingefunden. Es regnete in Strömen, als die ersten Wagen eintrafen. Sofort wurden sie umlagert und die Fahrer, denen man doch die ungeheuren Strapazen ansah, standen freundlich Rede und Antwort. Alle waren der Ansicht, daß dieser "Marathon der Straße" noch schwerer war als die bisherigen, besonders wegen der atmosphärischen Bedingungen. Das meiste Interesse erregten natürlich Böhringer und Kaiser, die nach dem Ausfall des Finnen Aaltonen den ersten Platz eingenommen hatten. Auch Böhringer hatte in den Dolomiten mit dem Chausseegraben Bekanntschafft gemacht. Er hätte ausscheiden müssen, wäre ihm nicht eine belgische Mannschafft behilflich gewesen, den 230 SL aus dem Graben zu wuchten. Olivier Gendebien, stets zu Scherzen aufgelegt wurde natürlich auch sehr in Anspruch genommen. Der Sieger von 1956 hatte sehr gut im Rennen gelegen, bis er an einer Kontrollstelle seine Papiere vergaß, was ihn zum Umkehren zwang. Auf die Frage, ob damit zu rechnen sei, daß im kom-

menden Jahr ein Fahrer die Fahrt ohne Strafpunkte bewältigen könne, meinte Böhringer, er halte dies für ausgeschlossen. Einen wahren Menschenauflauf gab es, als die Fahrer Ransy-Rebetez mit ihrem DAF erschienen. Es ist fast unglaublich, daß dieser kleine 750 ccm starke Wagen die ungeheueren Belastungen der Fahrt ausgehalten hat und alle Kontrollen in der

Künstliche Zähne

Dentofix hält sie fester!

Dentofix bildet ein weiches, schützendes Kissen, hält Zahnprothesen so viel fester, sicherer und behaglicher, so daß man mit voller Zuversicht essen, lachen, niesen und sprechen kann, in vielen Fällen fast so bequem wie mit natürlichen Zähnen. Dentofix vermindert die ständige Furcht des Fallens, Wackelns und Rutschens der Prothese und verhindert das Wundreiben des Gaumens. Dentofix ist leicht alkalisch, verhindert auch üblen Gebläuseruch. Nur 37 Franken. Wichtig!! Reinigung und Pflege ihrer Prothese geschieht zweckmäßig durch das hochwertige Dentofixin-Gebläuseruchspulver. In Apotheken und Drogerien erhältlich.



Die Sieger Böhringer - Kaiser am Zoll in Steinebrück

vorgeschriebenen Zeit passierte. Die meisten Fahrer trafen mit erheblichem Vorsprung auf ihre Idealzeit in Steinebrück ein. Die letzten 500 km (von Lindau am Bodensee aus) waren leicht zu fahren. Mancher Wagen sah arg verbeult aus, bei anderen merkte man am Ton des Motors, daß es höchste Zeit war-

de, daß die Sache ein Ende fand.

Auch in St.Vith und auf dem Weg nach Spa sah man viel Neugierige, die die Uebrigbleibenden dieser homerischen Fahrt sehen wollten.

Böhringer siegte dieses Jahr zum zweiten Male hintereinander, was seit dem Krieg im Marathon der Straße nicht mehr vorgekommen war.

Amel — Rocherath
Recht — Raeren
Schönberg — Waismes

RESERVE K

St.Vith — Amel
Emmels — Rocherath
Wallerode — Weiwerz
FC Ster — Elsenborn
Bütgenbach — Sourbrodt

Trunkenheit am Steu

MALMEDY. Mit einem Linienom stieß in Malmédy der Motorradfahrer Jean L. aus Malmédy zusammen. Der Fahrer unter Alkoholeinfluß stand, te die Gendarmerie eine Blutprobe nehmen lassen. Der Motorradfahrer weigerte sich. Er wurde dann der Staatsanwaltschaft in Verviers überstellt. Haftbefehl erließ.

Christlicher Freundschaftsbund St.Vithus in St.Vith

Der Ausflug des Bundes nach St. luxemburg findet am 12. September statt. Abfahrt an der Katharinenkirche um 7.30 Uhr. Preis für Mitglieder 100 Fr. Nichtmitglieder 120 Fr. Anmeldungen bis zum 8. September bei Herrn Louvet, Ortsstraße 1, St.Vith.

Bütgenbacher Reitturnier ein schöner Erfolg

Fortsetzung von Seite 3

2. Theissen Josef auf „Freddy“, St.V. 3. Nelissen Arnold auf „Ronsta“, Hees 4. Jamar Raymund auf „Goldstar“, St. Vith (alle 0 Fehler). 5. Notelaers Josef auf „Didona“, Net 6. Geurts Chris, auf „Bento“, Hees; 7. Hermans Laurent auf „Edelweiss“, Hees.

Klasse M
1. Meers René auf „Mia“, Nerem; 2. Geurts Winand auf „Gaby“, Hees

Eignungsprüfung für Wagenpferde

1. Vander Vleugel Pierre mit „Vier- rientje“, Bütgenbach-Büllingen
2. Dollendorf Klaus, mit „Doris“, Bütgenbach-Büllingen;

3. von Fröhburg Ernst mit „Scholli- linde“, St. Vith;

4. Veithen Josef, mit „Junkerfreud“, St. Vith.

Stafetten-Springen

1. Theissen Josef und Messerich Wald- St. Vith, 23 Hindernisse;

2. Heinen Walter und Dollendorf Klaus Bütgenbach-Büllingen, 22 Hindernisse;

3. Veithen Josef und Jamar Raymund St. Vith, 19 Hindernisse;

4. Backes Willy und Kohnen Mar- St. Vith, 17 Hindernisse.

Sie erzählte mir, daß sie, zwanzig Jahre ganz allein stünde in der Welt, in einer Parfüm- flasche nicht weit von hier sei.

Suzanne hatte ein kleines Kleid an mit einem hohen Kragen. Sie hatte ein schönes Gesicht, und ich dachte, wenn sie verliebt wäre, würde sie sehr schön sein. Jeden Mittag zwischen drei und vier Uhr saß Suzanne auf der Laterne. Sie las, strickte auch nicht. Sie ließ im Schoß gefaltet immer wieder aufmerken Seiten um. Sie schenkte, über die die Autos schaute auf den schmalen Blumenstand vor dem Hotel und Rose nach Nelken und Rosen.

„Er ist hier vorbeige- te sie.“ „Er hatte einen gelben Anzug, ein weißes Hemd, ein blaues Jackett, es selten sieht. Dort, sitzen, dort hat er seinen Arm fort. Wie oft habe ich aneinander hier wie viele Abende! Ich nicht gewußt, daß Ab- sein können!“

Bis dann allmählich wurde. Ich weiß nicht, was vorstellen können jetzt kam, machte er sich, als hätte er eine Telefonautomaten-gestalt, was er eigentlich... Suzanne schwieg. Sie hatte ein kleines Gesicht mit weißen Kragen. „Eine dann überhaupt aus- mer in der Frühe, habe ich gedacht: He- ganz bestimmt. Denn Liebe, das ist doch nicht mit man plötzlich auf- Suzanne schaute zu über die die Autos auf dem Parkweg.

„Eines Tages“, be- neuem, habe ich plötzlich wieder gese- hen.

Es ist unglaublich, alles klatschen und es Sommerfrischen. Von spiel erzählen sie sich Herrn im Rennboot ausgedreckt. Kein V- wahn.

Petra hat dem Her- gezeigt, das allerdings recht zu würdigen, was vorher geschah zum ersten Mal in se- beibraute. Es hörte : Gebummel von tausend in pfeilgerader Schla- einen ahnungslosen rasen.

Es war ein ungewo- in der Stille am See Plätschern der kabb- Wellen und das Kla- Ben, die sie an den Wasserköpfe einrenn- und Zippen der Lan- Rätisch-rätsch aus de- mannskehlen der M- schen des Windes u- des Sturmes, das Tuc- boote — gut, dage- zuwenden. Diese G- sich angenehm in d- gehören zum See wie- tun dem Ohr wohl. men die tausend Hu- See.

Es handelt sich un- che“. Es kann so ma- über das Wasser gle-

Fußball-Resultate

England

1. DIVISION

Aston Villa — Blackburn	1—2
Burnley — Sheffield W.	3—1
Leicester — Arsenal	7—2
Manchester U. — Ewerton	5—1
Tottenham — Nottingham	4—1
Bolton — West Bromwich	1—2
Fullham — Birmingham	2—1
Liverpool — Blackpool	1—2
Sheffield U. — Chelsea	1—1
Wolverhampton — Stoke C.	2—1

2. DIVISION

Charlton — Middlesbrough	2—4
Grimsby — Southampton	2—2
Norwich — Leyton	1—2
Portsmouth — Swindon	1—4
Rotherham — Manchester C.	1—2
Derby — Huddersfield	2—0
Leeds — Bury	3—0
Plymouth — Newcastle	3—4
Preston — Swansea	3—3
Sunderland — Northampton	0—2

Deutschland

BUNDESLIGA

Eintr. Braunschweig-Pr. Münster	1—0
FC Köln — Karlsruher SC	4—0
Meid. SV — Eintracht Frankfurt	3—1
FC Kaiserslautern — Schalke 04	2—3
VfB Stuttgart — Hertha BSC	2—0
FC Nürnberg — Werder Bremen	3—0
Bor. Dortmund — 1860 München	3—3
Hamburger SV-FC Saarbrücken	4—2

Klassement: 1. FC Köln 4P; 2. Meidericher SV 4; 3. Schalke 04 4; 4. FC Nürnberg 3; 5. Eintracht Braunschweig 3; 6. Hamburger SV 3; 7. VfB Stuttgart 2; 8. 1860 München 2; 9. Werder Bremen 2; 10. Borussia Dortmund 1; 11. FC Kaiserslautern 1; 12. Preussen Münster 1; 13. Eintracht Frankfurt 1; 14. Herta BSC 1; 15. FC Saarbrücken 0; 16. Karlsruher SC 0 P.

II PROVINZIAL D

Pepinster — Plombières	1—1
Faymonville — Stavelot	1—2
Elsenborn — Rechaintoise	2—4
Malmundaria — Oviat	2—2
La Calamine — Bütgenbach	3—0
Sourbrodt — Andrimont	5—0
Trois-Ponts — A. Welkenraedt	2—1
Enival — Wéverce	2—3

Division III Provinziale F

Goé — Banneux	5—1
Hodimont — Wegnez	2—0
Lonzen — Jalhay	7—3
Xhofferix — Heusy	1—2
Dison — Olne	1—1
Theux — Baelen	3—0
Lambermont — Elautoise	6—5
Cornesse — Minerois	0—1

III PROVINZIAL G

Wallerode — Jusleville	1—4
FC Sart — Gemmenich	5—2
Emmels — Honsfeld	6—0

RUNDFUNK FERNSEHEN

Sendung des Belgischen Rundfunks und Fernsehens in deutscher Sprache

88,5 Mhz. — Kanal 5

Dienstag:

19.00 — 19.15 Nachrichten und Aktuelles

19.15 — 19.30 Star- und Schlagerparade

19.30 — 19.45 Frauensendung

19.45 — 20.00 Symphonische Musik

20.00 — 20.15 Abendsendungen, Wunschkasten usw.

Mittwoch:

19.00 — 19.15 Nachrichten und Aktuelles

19.15 — 19.30 Beliebte und bekannte Orchester

19.30 — 20.00 Landwirtschafts- und Opernmusik

20.00 — 20.15 Reportage aus dem Kanton Eupen

20.15 — 20.30 Abendsendungen, Wunschkasten usw.

Dienstag: 3. September

BRÜSSEL I

12.03 Elysees-Varietés

12.30 Aktuelles am Mittag

13.00 idem

14.03 Intime Musik

15.03 Wunschplatten für die Kranken

15.40 „Monsieur Lecoq“

16.08 Musik zum Tee

17.15 Folklore der Welt

18.03 Soldatenfunk

18.30 Liebe zum Schläger

18.55 Bonjour musique

19.23 Von Stadt zu Stadt

20.00 Die Freunde

20.30 Meister auf 7 Noten

21.00 Das Feuilleton

21.30 Au bon plaisir de ...

22.15 Jazz-Hebdo

WDR-Mittelwelle

12.00 Kurt Wege spielt

13.15 Tänzerische Musik

16.00 Zwei Sonaten von Grieg

17.05 Buchkritik

17.20 Giuliani: Duettino

17.30 Die Bilanz ziehen

17.45 Wiederhören macht Freude

19.15 Heitere Note

20.00 Fotograf sieht die Provence

21.00 Herr Sanders öffnet seinen Schallplattenschrank

22.00 Bericht aus Amerika

22.15 Nachtprogramm

23.35 Musik der Zeit

0.20 Tanzmusik

1.15 Musik bis zum frühen Morgen

UKW West

12.45 Musikalische Kurzweil

14.30 Musik von J. Strauß

15.10 Altenglische Madrigale

16.00 Wellenschaudel

18.00 Abendkonzert

20.15 Musik von Schubert

21.00 Schwarzes Amerika

21.45 Operettenkonzert

MITTWOCH: 4. September

BRÜSSEL I

12.03 Musikalische Welt

12.30 Aktuelles am Mittag

13.00 idem

14.03 Stimmung 63

15.40 „Monsieur Lecoq“

16.08 Stimmung 63

16.30 Für die Jugend

17.15 Tein-Tein

18.03 Soldatenfunk

18.30 Hallo, Vergangenheit!

19.23 Von Stadt zu Stadt

20.00 Bayreuther Festspiele: Die Meistersänger

22.15 Int. Musikbox

WDR-Mittelwelle

12.00 Frohe Weisen

13.15 Mittagskonzert

16.00 Tänzerische Impressionen

16.30 Kinderfunk

17.05 Kritiken, Referate und Informationen

17.45 Musik, Musik und nur Musik

19.15 Wettkampf der Systeme

19.30 Abendkonzert

20.20 Stöckchen und Bändchen, Hörspiel

22.15 Streichquartett

23.05 Jazz mit Kurt Edelbogen

23.20 Zur später Stunde

0.20 Vesco d'Orto spielt

0.35 Wal-Berg dirigiert

1.15 Musik bis zum frühen Morgen

UKW West

12.45 Solistenkonzert

14.00 Zug Unterhaltung

15.00 Ungarische Tänze

16.30 Neue Kammermusik

17.00 Kurkonzert

18.15 Frank-Wess-Okkett

20.30 Frank-Sinatra-Abend

20.20 Tanzmusik

FERNSEHEN

DIENSTAG: 3. September

BRÜSSEL u LÜTTICH

19.00 Meldungen

19.03 Lateinphilosophie

19.35 Kino-Roman

20.00 Tagesschau

20.30 Meerestiefe 300, Theaterstück

21.30 Der Weihnachtsbaum

21.45 150 Jahre Holländ. Königshaus, Zapfenstreich

22.30 Tagesschau

Deutsches Fernsehen I

19.00 Nachrichten und Tagesschau

19.20 Alle Tiere wollen leben

11.00 Strafvollzug, Bericht

12.00 Aktuelles Magazin

15.30 Bericht von der Funkausstellung

16.00 Treffpunkt Telebar

17.20 Unsere Stadt hat Wochenmarkt, Singspiel (Kinderstunde)

Die ungleichen Brüder (Kinderstunde)

18.30 Nachrichten

18.30 Hier und heute

19.12 Nachrichten

19.15 Werbefernsehen

19.20 Die Cerdasfürstin

19.45 Sendung und Echo

20.00 Tagesschau und Wetter

20.15 Ein Tag mit Zahava, Israelbericht

21.00 Das Lied der Straße, Spielfilm

22.30 Tagesschau und Wetter

22.45 Historischer Zapfenstreich auf dem Markt von Delft

Holländisches Fernsehen

KRO:

19.30 Dokumentarfilm über Tibet

NTS:

20.00 Tagesschau

KRO:

20.20 Sendung nach Ansage

21.30 Historischer Zapfenstreich

NTS:

22.40 Tagesschau

Flämisches Fernsehen

ith 3-
ismes 0-

ZE K

ath 3-
wertz 3-
orn
urbrodt 4-

it am Steu

inem Linienomni-
der Motorradfah-
y zusammen. Da
leinfluß stand,
eine Blutprobe
Motorradfahrer
dann der Staats-
rers überstellt,

licher
hoffsbund
in St. Vith

Bundes nach Sü-
am 12. Septembe-
n der Katharine-
Jhr. Preis für
Nichtmitglieder 15,-
bis zum 8. Septem-
bruvet, Ortsstraße 1

ibacher
rnnier
er Erfolg

Seite 3

uf „Freddy“, St.Vith-
auf „Ronsta“, Hees;
id auf „Goldsaat“, (eh-
ler).
auf „Didona“, Nerem;
f „Bento“, Hees;
mt auf „Edelweiß“,

f „Mia“, Nerem;
auf „Gaby“, Hees;
r Wagenperde-
Pierre mit „Victo-
Büllingen
s, mit „Doris“, Bl

Ernst mit „Schollen-
mit „Junkerfreude-

nd Messerich Walte-
nisse;
nd Dollendorf Klau-
m, 22 Hindernisse;
und Jamar Raymond-
nisse;
nd Kohnen Martin-
nisse.

.RA:
r die Kinder
n nach Anasge

St.
glaubten

Au

tuelles
lksfest im ehemaligen
sterdamer Jugendviertel
siche Chancen beim Unter-
ht. Dokumentarfilm
dringlichkeit, Kriminalität

St.
glaubten

sches Fernsehen

gendfernsehen
e bedrohte Stadt, Report-
im
gesschau
arenar met de pot, Luk-
iel
lm
eater-Festspiele in
rck
gesschau

mburger Fernseh

er schöne Gleichgültig-
altet den Dieb, Fumfou-
gesschau
er unbeugsame G.
umfolge
il mnach Anasge
gesschau

Suzanne und der blaue Mantel

Kleine Liebesgeschichte aus Paris

Sie erzählte mir, daß sie Suzanne
zwanzig Jahre alt sei und
ganz allein stünde in Paris, ja. Und
sie sei in einer Parfümerie angestellt,
ger nicht weit von hier, in der Rue
Belzac.

Suzanne hatte ein kleines schwar-
zes Kleid an mit einem kleinen wei-
ßen Kragen. Sie hatte ein kleines blas-
ses Gesicht, und ich dachte: wenn sie
verliebt wäre müßte sie reizend sein.
Ich würde gern sehen, wie sie lä-
chelt, wenn sie verliebt ist.

Jeden Mittag zwischen eins und
drei saß Suzanne auf dieser Bank un-
ter der Laterne. Sie las nicht und sie
strickte auch nicht. Sie hielt die Hän-
de im Schoß gefaltet und sah sich
immer wieder aufmerksam nach al-
len Seiten um. Sie schaute zur Straße
hin, über die die Autos fuhren, sie
schaute auf den schmalen Parkweg,
wo ein Blumenstand war und wo es
nach Nelken und Rosen roch.

„Er ist hier vorbeigekommen“, sag-
te sie. „Er hatte einen blauen Man-
tel an. Wissen Sie, es war ein ganz
besonderes Blau, ein Blau, wie man
es selten sieht. Dort, wo Sie jetzt
sitzen, dort hat er sich hingesetzt.
Dann hat er einen Apfel gegessen u.
ein Butterbrot. Und er hat mich im-
mer angesehen ...“

Suzanne machte eine Pause. „Da-
mals“, fuhr sie fort, „gab es dort
am Blumenstand noch keine Nelken
und keine Rosen. Camille kaufte mir
Veilchen. Es war alles ganz einfach,
verstehen Sie? Er hatte einen blauen
Mantel an und er kaufte mir Veil-
chen und dann gingen wir Arm in
Arm fort. Wie oft haben wir von
da an miteinander hier gegessen! Und
wie viele Abende! Ich habe ja gar
nicht gewußt, daß Abende so schön
sein können!“

Bis dann allmählich alles anders
wurde. Ich weiß nicht, ob Sie sich
das vorstellen können: Wenn er
jetzt kam, machte er immer ein Ge-
sicht, als hätte er eine Münze in den
Telefonautomaten gesteckt und wußte
nicht, was er eigentlich sagen woll-
te ...

Suzanne schwieg. Sie hatte ein blas-
ses kleines Gesicht und einen kleinen
weißen Kragen. „Eines Tages ist er
dann überhaupt ausgeblieben. Im-
mer in der Frühe, beim Aufstehen,
nahe ich gedacht: Heute kommt er
ganz bestimmt. Denn, nicht wahr,
Liebe, das ist doch nicht etwas, wo-
mit man plötzlich aufhören kann ...“

Suzanne schaute zur Straße hin,
über die die Autos fuhren, und zu
dem Parkweg.

„Eines Tages“, begann sie von
neuem, habe ich plötzlich den blauen
Mantel wiedergesehen.“ Sie hob die

Hand und deutete zu dem Blumen-
stand hinüber. „Dort, dort habe ich
ihn gesehen! Und ich sprang auf und
lief an dem Brunnen vorbei, und
vielleicht dachte ich bei alledem nur:
Heute hat Camille keine Aktentasche
bei sich, keinen Apfel und kein But-
terbrot. Denn an etwas Vernünftiges
konnte ich in diesem Moment ja
überhaupt nicht denken. Dann rief
ich: Camille! Camille!“

Als er sich umdrehte, war es gar
nicht Camille. Es war ein ganz ande-
rer, ein junger Mann, den ich noch
nie vorher gesehen hatte, mit blonden
Haaren und Sommersprossen auf der
Nase. Ich gab mir große Mühe, nicht
zu weinen. Aber dann fing ich doch
an zu weinen, und die Leute sahen
sich nach mir um.

Er sagte, er heiße Maurice, und ich
solle doch nicht so weinen. Er woll-
te mir ein Eis kaufen, aber ich mag
kein Himbeereis. Und mit der Zeit
erzählte ich ihm alles, von Camille,
und wie schrecklich das ist, immer
allein auf der Bank zu sitzen, wenn
man vorher nicht allein gegessen hat.“

„Wie war er denn, dieser Mauri-
ce?“ fragte ich.

Suzanne erwiderte: „Ich sagte Ih-
nen ja schon, er war blond und hat-
te Sommersprossen, und junge Män-
ner, die blond sind und Sommer-
sprossen haben, sind immer so
schrecklich zuverlässig. Eines Tages
fragte er mich, ob ich nicht einmal
zu seiner Mutter kommen wollte. Sie
hätten doch ein Haus und einen Gar-
ten, und er sei doch bei der Metro
angestellt.“

Suzanne blickte auf ihre Hände hin-
unter. Die Kinder bespritzten einan-
der mit Wasser. Eine Frau, die auf
dem Brunnenrand saß, strickte. „Ich
bin nicht zu seiner Mutter gegangen“,
sagte Suzanne. „Denn ich liebte doch
noch immer Camille.“

Maurice hat das gar nicht verstan-
den. Er wollte auch nicht fortgehen,
als ich ihn schließlich fortschickte. Ob

Graue Augen

Der englische Dichter Lord Bryon
hatte eine merkwürdige Abneigung
in bezug auf Personen mit grauen
Augen.

„Seid vorsichtig im Umgang mit
allen Menschen, die graue Augen
haben!“ pflegte er häufig in seinem
Freundeskreis zu sagen.

„Aber Sie haben ja selbst graue
Augen!“ erwiderte man dem Dichter.
Lord Byron lächelte:

„Es wäre auch für manchen, der
mit mir zu tun hatte, gut gewesen,
wenn er meinen Rat befolgt hätte!“

das sehr dumm von mir gewesen
ist? Ich glaube beinahe.“

„Und jetzt?“ wollte ich wissen.
„Jetzt warten Sie wieder auf den
blauen Mantel, jeden Mittag zwischen
eins und drei, hier unter der Late-
ne?“

Suzanne nickte.
„Vielleicht“, meinte ich, „ist dieser
Camille gar nicht mehr in Paris. Viel-
leicht ist er längst ganz woanders.“

Suzanne sah mich erstaunt an. Auf
ihrem kleinen blassen Gesicht malte
sich so etwas wie Blustigung — Be-
lustigung über meinen törichten Ge-
danken. Dann lächelte sie, und es
war das Lächeln aller jungen Mäd-
chen, wenn sie verliebt sind.

„Aber ich warte doch gar nicht
mehr auf den blauen Mantel von Ca-
mille“, sagte sie. „Jetzt warte ich
doch auf den blauen Mantel von
Maurice!“

Bestellung auf Platte sprechen

Amerikanische Hausfrauen können
in New York in der Bestellkabine
verschiedener Selbstbedienungsges-
chäfte ihre Warenbestellung nach La-
denschuß auf eine Schallplatte spre-
chen. Selbst die ganze Nacht hin-
durch sind solche „Phonobestellun-
gen“ möglich. Die Lieferung der Wa-
re erfolgt sofort am nächsten Mor-
gen. Bei etwa der Hälfte aller ame-
rikanischen Selbstbedienungsgeschäfte
beginnt sich auch der Kundenblumen-
strauß einzubürgern, der von fünf
Dollar Einkauf an mit ins Haus ge-
liefert wird.

Jedes Jahr ärgerten sich Herr und
Frau Schmidt über die vielen An-
sichtskarten, die ihnen Hellwegs aus
dem sonnigen Italien schickten. Hell-
wegs wohnten gleich nebenan, in
derselben Etage. Beide Familien wech-
selten sonst kaum einen flüchtigen
Gruß, doch aus Italien kam immer
bergeweise Post.

„Bosheit, nichts als Bosheit“, mur-
melte Frau Schmidt dann immer, und
ihr Mann aß an diesen Tagen meis-
tens im Restaurant.

Schmidts hatten beraten und ge-
rechnet — zu einer Urlaubsreise reich-
te es nicht. Kurzentschlossen suchten
sie Meiers aus, die, wie sie wußten,
vierzehn Tage nach Italien fuhren.

„Wenn Ihr in Venedig seid, so
schreibt doch bitte in unserem Na-
men an Hellwegs eine Ansichtskarte“,
bat Frau Schmidt.

Ist Erfolg gefährlich?

Überlegung eines Pianisten auf der Höhe seines Ruhmes

Ob ich mich über meine Erfolge freue,
bin ich neulich gefragt worden. Man hat
mir diese Frage aber schon häufiger ge-
stellt, denn im Film wird immer wieder
gezeigt, daß der Held plötzlich entdeckt,
sein Ruhm sei nichts als Last, nichts als
ein Danaergeschenk. Ist es also unmög-
lich, seinen Erfolg zu genießen? Wer so
fragt, erwartet kaum eine andere Ant-
wort als die Bestätigung dieser Vermu-
tung.

Aber Erfolg kann natürlich genossen
werden. Jedoch nur dann, wenn das
Wort Erfolg nicht wie meistens, mit
Ruhm und Glück gleichgesetzt wird.
Wer seinen Erfolg nicht genießt, gehört
wahrscheinlich zu denen, die nicht er-
kennen, das das Geld uns nur in den
kleinen Dingen helfen kann. Es macht
das Leben leichter, nicht mehr. Morgen
ist es vielleicht alle.

Elegant angezogen zu sein und teure
Autos zu fahren, ist heutzutage nicht un-
gewöhnlich. Aber das sind doch bloß
Äußerlichkeiten.

Ruhm und Vermögen können ein ruhe-
loses Herz nicht beruhigen. Ruhm läßt
die Hoffnungen nicht schwinden. Wün-
sche werden durch Popularität nicht er-
stikt. Im Rampenlicht zu stehen, heißt
immer gleichsam unter Betäubung leben,
aber die Schmerzen und das Herzklop-
fen kommen zurück.

Ich höre mir das Intermezzo von
Brahm Opus 118 Nr. 6 an und weiß, wo
die Grenzen des Menschen liegen. Kein
Mensch besitzt in sich die Stärke und
Reife, um sich Gott zu ersetzen.

Ob einer den Erfolg verträgt, hängt
davon ab, ob er nur oberflächlich erfol-
greich in den Augen der oberflächlichen
Menschen sein will, oder ob er nach Zie-
len strebt, die außerhalb seiner selbst
liegen.

Ich bin immer ein geselliger Mensch

gewesen, vielleicht deshalb, weil ich in
einer kleinen Stadt aufgewachsen bin,
in der jeder jeder kannte. Es macht mir
daher auch nichts aus, in einer Groß-
stadt plötzlich angehalten und um ein
Autogramm gebeten zu werden. Ich inte-
ressiere mich schrecklich für die Men-
schen und setzte vielleicht auch voraus,
daß sie sich für mich interessieren.

Es kommt auch darauf an, was einem
als Kind als Freude gelehrt worden ist.
Mich hat einmal ein Reporter gefragt,
ob ich es denn nicht genosse, mich unter
die Berühmtheiten dieser Welt mischen
und luxuriös essen zu können. Meine El-
tern waren gewiß nicht wohlhabend,
aber wir lebten auskömmlich. Man hat
mich unterscheiden gelehrt. Die Sicher-
heit eines Menschen hängt nicht davon
ab, ob er in einem teuren Restaurant
oder in einer Selbstbedienungsküche isst.
Die Sicherheit beruht darauf, daß er sich
an jeden Ort und an jede Situation an-
passen kann.

Erfolg wird für keinen Menschen ein
hoher Triumph bleiben, wenn er drei
Punkte beachtet:

1. Es gibt nichts, was dem verborge-
nen Licht in der Dachstube gleichgesetzt
werden kann. Viele Türen führen in die-
ses Land der unbegrenzten Möglichkeiten

2. Ruhm ist eine Illusion und kein
Ziel.

3. Es gibt keine innere Befriedigung
für einen Menschen, wenn er sich nicht
vor einer höheren Instanz rechtfertigen
kann.

Eine Ansichtskarte aus Venedig

deren Fenster liefen sie den ganzen
Tag Rollschuh, spielten Fußball und
klingelten dauernd an der Tür.

Mittwochs sauste ein Stein durchs
Fenster der kleinen Küche, riß eine
Schüssel um und zerschlug Herrn
Schmidts Biervorrat nahezu völlig.
Ein Nervenzusammenbruch schien
nicht allzu fern.

Nach zehn Tagen gingen ihnen die
Vorräte aus. Es gab nur noch Kekse
und Tee. Zweiter Aufguß!

Endlich war ihre „Reise“ zu Ende.
Frau Hellweg brachte die Zeitungen,
und abends kamen Meiers und be-
richteten von Italien.

„Männer“, sagte Frau Meier plötz-
lich, „jetzt weiß ichs wieder: Die
Karte an Hellwegs haben wir ganz
vergessen!“

Petra und der Herr des Drachens

Heitere Feriengeschichte

deren, wenn es will. Aber manchmal
will es etwas anderes. Dann legt es
los und fegt so schnell über den See,
daß ihm links und rechts vom Bug
zwei Flügel aus hoch schäumenden
Wellen wachsen. Es sieht dann wahr-
haftig aus, als käme ein geflügelter
Drache über die Fluten gebrummt.

Zu dem „Drachen“ gehört ein Herr.
Er steht am Steuer und macht einen
konzentrierten Eindruck, ein junger,
doch nicht mehr zu junger Mann von
sympathischem Äußeren, soweit es
sich vom Ufer her feststellen läßt.

„Kamel“, sagte die Mutter, als er
das erste Mal mit seinen tausend
Hummeln vorbeidonnerte, „so einen
Krach zu machen.“ Petra und Clau-
dia, die Töchter, gaben ihr recht. „Ein
perfekter Idiot“, sagte Petra, und
Claudia gebrauchte ein Wort, das
sich der Vater verbat. „Sie hat es
von dir“, sagte die Mutter sanft, und
wütend setzte sie hinzu: „Rindvieh!“

Aber damit meinte sie den Herrn
im Boot. Er kam gerade zurückge-
donnert.

Tags darauf standen die beiden
Mädchen auf dem Balkon des Bade-
hauses, und die tausend Hummeln
brummten wieder vorbei. Claudia
schrie hinüber: „Kamel, Rindvieh,
Idiot“ und einiges mehr von dieser

Art. Wie ein sonst wohlgeratenes
Kind von vierzehn Jahren das wohl
einmal tut, wenn die Eltern nicht da-
bei sind und ein gerechter Anlaß zu
Zorn und Aerger vorliegt.

Petra verwies der Schwester das
ungehörige Tun. „Laß das“, sagte sie,
„er hört es bei dem Krach doch nicht.
Man muß es anders machen.“

Und sie beugte sich weit über die
Brüstung und tippte sich lebhaft vor
die Stirn. Ein junges Mädchen von
achtzehn Jahren und aus achtbarer
Familie, das einem fremden Herrn
einen Vogel zeigt!

„Er hat es gesehen“, jauchzte Clau-
dia begeistert und Petra sagte wür-
dig und befriedigt: „Soll er auch.“

Eine Stunde oder etwas weniger
danach rief vom Ufer her die Mut-
ter, die Mädchen sollten kommen.
„Was ist denn wieder los?“ fragte
Claudia. „Was soll schon los sein?“
sagte Petra. „Sicher nichts Beson-
deres.“

Aber es war etwas Besonderes los.
Die Mädchen sahen es, als sie in
den Garten kamen. Bei den Eltern
am Tisch saß der Herr des „Drachen“
und machte auch aus der Nähe einen
sympathischen Eindruck.

„Der hat gepetzt“, stöhnte Petra
und wurde rot bis in den Ausschnitt

ihres Bademantels. „Das gibt einen
Mordskrach“, flüsterte Claudia.

Es gab keinen Krach. Es stellte sich
heraus, daß der Herr des „Drachen“
nicht gekommen war, um sich über
einen gewissen Vogel zu beschweren,
den Petra ihm gezeigt hatte. Er war
da, um sich wegen des Lärms der
tausend Hummeln zu entschuldigen.
Da könne man wohl begreifen, daß
sich ein junges Mädchen, das Ruhe
in der Sommerfrische suche, in sei-
nem Zorn vor die Stirn tippte. Und
der Herr des „Drachen“ lachte.

„Trotzdem, so etwas gehört sich
nicht“, sagte der Vater streng und
sah mit der gerunzelten Stirn unge-
mein erzieherisch aus.

„Aber ich bitte Sie“, sagte der
freundliche Gast, und dann schilderte
er, was für ein unvorstellbares Ver-
gügen es sei, so schnell über das
Wasser zu gleiten, unvorstellbar für
jeden, der es nicht selbst mitge-
macht habe. Und deswegen — ob
das Fräulein nicht einmal mitfahren
wolle?

Die Eltern nahmen das Angebot et-
was ratlos auf, aber Petra war so-
gleich sehr begeistert. Eine halbe
Stunde später saß sie neben dem
Herrn im Boot, und mit weißen Was-

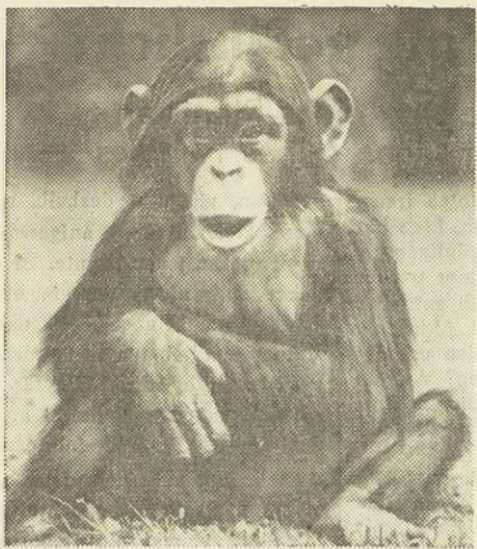
serflügeln donnerte der „Drache“
über den See.

Seitdem ist das kleine Boot mit
den beiden täglich auf dem See un-
terwegs. Die Mutter sieht davon ab,
zoologische Wörter zu gebrauchen,
wenn die tausend Hummeln brum-
men, im Gegenteil, sie zeigt sich be-
ruhigt, wenn sie sie nicht hört. „Es
wird doch nichts passiert sein?“ fragt
sie besorgt.

„Was soll schon passieren?“ er-
widert der Vater, und Claudia sagt:
„Du hast aber auch gar keine Phan-
tasie, Papa.“

Was aber die Leute angeht — es
ist unglaublich, was sie alles klats-
schen, besonders in der Sommerfri-
sche. Von Petra und dem Herrn des
„Drachen“ zum Beispiel haben sie
sich viel zu erzählen, vor allem nach
der letzten Vollmondnacht. Da glänzte
der See, als wäre er eine Platte aus
mattem Silber, und weit draußen
schwamm der „Drache“, friedlich u.
langsam, als wüßte er nichts von tau-
send Hummeln. Petra saß darin, mit
dem Herrn, dem sie einen Vogel ge-
zeigt hatte.

Es ist nicht abzuschätzen, was die
Leute alles reden, wenn sie erst se-
hen, daß das Boot einen neuen Na-
men hat. Es heißt nicht mehr „Dra-
che“. Es heißt jetzt „Petra“.



Jetzt sind eure Wissenschaftler wieder mal unserem Denkvormögen auf der Spur. Als Schimpanse kann ich da nur sagen: Och Mensch!

Wenn der Honig lockt - werden Schimpansen schlau

Menschenaffen benutzen Werkzeuge - Interessante Experimente widerlegen altüberlieferte Vorstellungen

Jeder zufällige Betrachter hätte das Experiment für eine nette Spielerei gehalten, aber das war ein Irrtum. Den Wissenschaftlern, die es sich ausgedacht hatten, ging es um eine sehr ernste Sache. Nach der akzeptierten Meinung ist nur der Mensch schöpferischen Denkens im weitesten Sinne des Wortes fähig, und eben das unterscheidet ihn vom Tier.

Sicher, man kann Menschenaffen Tricks beibringen, sie Dinge lehren, die jeden Zoobesucher beeindrucken, so daß er sagt: „Was für kluge Tiere sind das doch“, aber dabei handelt es sich eben doch nur um eine besondere Form der Dressur.

Einige amerikanische Wissenschaftler wollten nun herausfinden, wie intelligent ein Schimpanse wirklich ist. Sie setzten ein Exemplar dieser Tiergattung in ein Freigehege, nicht weit entfernt von einem Busch, an dem sich ein Bienenstaat angesiedelt hatte.

Da Schimpansen von Natur aus eine Schwäche für Honig haben, waren die Forscher gespannt, was passieren würde. Hätte der Affe versucht, mit seinen Armen nach der

Honigquelle zu greifen, dann wäre ihm das schlecht bekommen, denn selbst ein Schimpanse ist gegen Bienenstiche nicht immun.

Mit nachdenklichem Blick umkreiste der Affe die Quelle der süßen Kostbarkeit. Nach einer Weile setzte er sich nieder und versank wie es schien, in ungeründliche Meditationen. Plötzlich aber stand er wieder auf. Er trottete zum nächsten Busch, betrachtete ihn und brach dann einen langen Zweig ab.

Mit dem Zweig bewaffnet näherte er sich wieder dem Bienenstaat, langsam und bedächtig. Aus der relativ ungefährlichen Entfernung von drei Metern stieß er den Stab in den kunstvollen Bau, dann zog er ihn zurück, um sich erst einmal in Sicherheit zu bringen. Dort setzte er sich hin und begann die Spitze des Stabes abzuschlecken. Der Honig, der daran haftete, schmeckte ihm offensichtlich so gut, daß er ein paar Minuten später das Experiment mit demselben Erfolg versuchte.

Zur gleichen Zeit beglückwünschten sich die Wissenschaftler zu dem Erfolg ihres Versuchs. Sie hatten allen Grund dazu, denn es handelte sich bei dem Schimpansen nicht um ein trainiertes Tier, dem man beigebracht hatte, ein ihm gegebenes Werkzeug zu benutzen. Er war vielmehr von selber auf den Gedanken gekommen, sich einen Stab abzubrechen und ihn als Werkzeug zu benutzen. Genau so, wie die Urmenschen als Mittel zur Jagd anfangs abgebrochene Äste als Speere verwendeten. Später versahen sie ihre primitiven Waffen mit Spitzen aus Feuerstein, weil

der härter und widerstandsfähiger war. Immerhin: am Anfang stand der abgebrochene Ast.

Und deswegen machen sich die Wissenschaftler neuerdings Gedanken darüber, wo eigentlich die Grenze — im rein wissenschaftlichen Sinn — zwischen Tier und Mensch nach diesem Experiment gezogen werden müsse. Die Fähigkeit, sich ein Werkzeug selber zu schaffen, galt bisher als unverrückbare Grenze zwischen Tier und Mensch, der abgebrochene und als Waffe benutzte Ast stand diesseits der Grenze zur Menschwerdung.

Der Schimpanse, ohne es zu ahnen, Hauptperson bei diesem wichtigen Experiment, nahm das sehr gelassen hin. Er freute sich offensichtlich über seine Entdeckung und nutzte sie, bis er seinen Appetit gestillt hatte.

Die Forscher, die sich emsig Notizen machten und das Ereignis mit Photoapparaten verewigten, mögen ihm recht äffisch vorgekommen sein. Wenn er die Intelligenz eines Menschen gehabt hätte, dann würde er sehr wahrscheinlich etwas mitleidig gelächelt haben, denn immerhin sind einige seiner entfernteren Verwandten schon als Kosmonauten auf die Erde gereist, ehe das die ersten Menschen taten. Aber Affen lesen keine Zeitungen.

So schmeckte ihm ganz einfach der Honig, den er sich durch seine eigene Intelligenz verschafft hatte. Die Forschergruppe will nun herausfinden, ob ihr Versuchsobjekt noch schwierigere Aufgaben lösen kann, was keineswegs ausgeschlossen ist.

Londons verwöhnte Heuschrecken

Schlaraffenleben im Dienste der Forschung - Früher Tod durch schlechtes Wetter

Über den Büros der staatlichen Finanzverwaltung auf der Princes Gate im Londoner Stadtteil Kensington wohnen eine Viertelmillion verwöhnte Heuschrecken. Sie fressen nach Herzenslust Gras, das täglich von einem Gut in Surrey eigens für sie herbeigeschafft wird, und vermehren sich in ihren ständig beheizten Glaskästen mit rasender Geschwindigkeit.

Diese Insekten sind Insassen des vom britischen Ministerium für technische Zusammen-

dem Lande und in der Luft gegen die Tiere eingesetzt werden. Viele der dortigen Heuschreckenexperten sind von Fachleuten des Zentrums an Ort und Stelle ausgebildet worden.

Dr. P. I. Haskell, der Leiter des Zentrums, hat 66 Mitarbeiter. Er berät die UN-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft in allen Fragen der Heuschreckenbekämpfung und vertritt die Ansicht, die Welt könne nur durch internationale Zusammenarbeit Herr der Lage werden. Augenblicklich unternehmen fünf seiner Mitarbeiter eine Vortragsreise durch Indien und Pakistan.

Auch der Nachrichtendienst über Wüstenheuschrecken hat dort seinen Sitz. Werden irgendwo in der Welt Heuschreckenschwärme beobachtet, so wird diese Informationsstelle umgehend davon benachrichtigt. Sie erhält auch laufend Wetternachrichten aus den von Heuschrecken überfallenen Gebieten und kann danach die voraussichtliche Richtung erkennen, die die Schwärme einschlagen werden, und die entsprechenden Gebiete warnen. Heuschrecken aller Art werden im Zentrum zu Forschungszwecken gezüchtet. Täglich schlüpfen etwa 3000 dieser Insekten aus und werden an britische und ausländische Universitäten versandt. Einige aber entkommen in den nahegelegenen Hyde-Park, aber dort finden sie ein vorzeitiges Ende durch das englische Wetter.

Kurz und amüsant

Die Briefträger ...

Tunesiens müssen auf behördliche Anordnung hin regelmäßig an Lesekursen teilnehmen. Es wurde nämlich festgestellt, daß ein Drittel von ihnen Alphabeten sind.

Zu einer drastischen ...

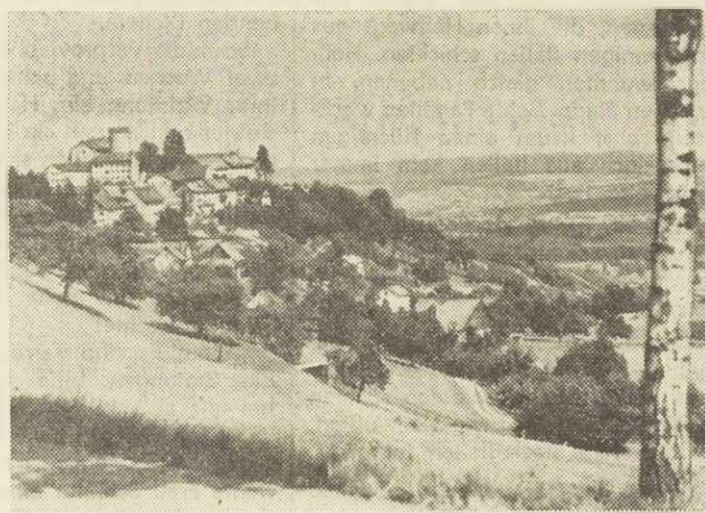
Preissenkung entschloß sich die Hotel-direktion von „Fontainebleau“ in Miami. Statt 245 DM pro Nacht müssen die Gäste nur noch 242,50 DM entrichten.

Mit dem Zelt ...

über dem Kopf spazierte ein schlafwandelnder englischer Campingfan nachts in Richtung eines Sees. Das kühle Wasser brachte ihn schnell zu sich.

arbeit unterhaltenen „Anti-Heuschrecken-Zentrums“. Obwohl es in Großbritannien als entomologisches Ereignis gilt, wenn man dort eine wilde Heuschrecke findet — ein paar dieser exotischen Tiere wurden in den fünfziger Jahren vom Wind bis zu den Scilly-Inseln getragen —, ist das Zentrum doch das inoffizielle Hauptquartier des Feldzugs, den die Welt gegen diese Plage unternimmt.

Länder, die im „Heuschreckengürtel“ liegen, bitten es um Auskünfte und um die Ausbildung von Fachleuten zur Bekämpfung der Insekten und unterbreiten ihm ihre Probleme, damit es sie im Rahmen seines Forschungsprogrammes zu lösen suche. In Zusammenarbeit mit der britischen Industrie hat das Zentrum einen großen Teil der Maschinen und viele der Insektizide entwickelt, die in Afrika, im Mittleren Osten und in Asien auf



Turm-bewehrt...

im freundlichen Schmuck alter Bäume, so schmiegte sich Bernsberg im Kanton Zürich an den Berghang. Sauber und adrett, mutet das friedliche Städtchen an wie das Riesenspielzeug der Sage aus längst vergangenen Tagen.

Foto: Weskamp

Süße Träume im Schatten hoher Tempel

Thailands Behörden erleiden Schiffbruch mit dem Rauschgiftverbot - Vom Opium-Regen in die Heroin-Traufe

Vier Jahre sind vergangen, seit der starke Mann in Bangkok, Marshall Sarit, das Opiumrauchen verbot.

Schon damals waren es keineswegs nur die Besitzer von „Rauschzimmern“, die schmerzhaften Folgen voraussagten. Ganz nüchterne Kenner des Landes schlossen sich ihrer Meinung an. In Thailand hat seit Jahrhunderten der Genuß einer Pfeife Opium für einen großen Teil der Bevölkerung genauso zum täglichen Leben gehört wie bei uns der von ein paar Gläsern Wein oder Bier.

Wenn man schon Vergleiche anstellen will, dann muß man tatsächlich auf den Alkoholkonsum in den westlichen Ländern zurückgreifen. Alkohol ist letztlich genauso ein Genußgift wie Opium. Bei einer entsprechenden Disposition führen sowohl Alkohol wie auch Opium zur Sucht und zum körperlichen Verfall. Nur eben, daß bei uns sich außer den Enthaltensamkeitsaposteln niemand dafür einsetzt, daß deswegen alle alkoholischen Getränke verboten werden.

Es ist eine nur in Fachkreisen bekannte Tatsache, daß Opium, in Maßen genossen, bei Asiaten keine schlimmeren Folgen hat als das mäßige Tabakrauchen bei Europäern. Aller-

dings ist bei Europäern die Gefahr, nach einer kurzen Bekanntschaft mit Opium regelrecht süchtig zu werden, weit größer.

Marshall Sarit, der sein Land „modernisieren“ wollte, kam dem Wunsch der Rauschgiftkommission der Vereinten Nationen nach und ließ die Opiumkneipen seines Landes schließen.

Dem Beschluß fiel auch die größte „Opiumhöhle der Welt“ zum Opfer, das berühmteberühmte Hong Lak Hung in Bangkok, ein ganzer Häuserblock des Chinesenviertels der Hauptstadt. Im Erdgeschoß der Häuser, die dazu gehörten, waren seriöse Geschäfte untergebracht, der Haupteingang lag neben einem ehrwürdigen buddhistischen Tempel. Rund 8000 teils winzig kleine Räume standen den Gästen im „Haus der Seligkeit“ zur Verfügung. In den Straßen um den Block hing stets der bitter-süße Geruch von Opium.

Nach dem Verbot geschah folgendes: Ein Teil der Kunden verzichtete ganz auf die Droge, doch er war der kleinste. Ein anderer Teil besorgte sich die Füllung für die Pfeifen aus dem schnell aufblühenden Schwarzmarkt zu überpreisen. Aber allein 40 000 Menschen in Bangkok machten im Laufe der

Zeit mit dem Heroin Bekanntschaft. Heroin, ein Opiumderivat, ist ungleich wirksamer, leichter zu handhaben, aber auch weitaus gefährlicher. Wer sich mit ihm erst einmal befreundet hat, gleicht etwa einem Menschen, der früher sich mit ein paar Gläsern Wein in eine angenehme Stimmung versetzen ließ und dann auf Schnaps umstieg — in den gleichen Mengen.

Solange der Opiumgenuß in Thailand erlaubt war, fanden die Thais am Heroin keinen Geschmack, ja, sie kannten es meistens nicht einmal dem Namen nach. Das hat sich leider sehr gründlich geändert. Selbst auf dem Schwarzen Markt ist Heroin in Thailand vergleichsweise billig. Es kommt aus Süchina und Burma. Nur etwa ein Prozent der Schmuggelware bleibt in Bangkok hängen, der Rest wandert weiter um die Welt, um bei jeder Station teurer zu werden.

Die Polizei und die Gesundheitsbehörde im Lande Sarits machen sich wegen der Entwicklung große Sorgen. Es ist vergleichsweise leicht, den Opiumgenuß unter Kontrolle zu halten. Beim Heroin ist das anders, denn schon ein paar Kristalle dieser Substanz genügen für einen Rausch. Dementsprechend groß sind die Möglichkeiten, die „Rationen“ vor den Augen des Gesetzes zu verstecken.

Es gibt nicht wenige hohe Beamten in Bangkok, die offen die Ansicht vertreten, daß man vom Regen in die Traufe gekommen sei. Auf dem Papier nimmt sich das Opiumverbot sehr schön aus, in der Praxis schafft es Probleme, mit denen die Behörden einfach nicht fertig werden. Es mehren sich die Stimmen, die eine Lockerung des Verbots fordern, aber dafür dürfte der Zeitpunkt schon verpaßt sein. Wer erst einmal dem Heroin verfallen ist, kehrt erfahrungsgemäß nicht mehr zum freilich nur vergleichsweise harmlosen Opium zurück. Dazu kommt auch noch etwas anderes. Die Hin-



Süßer Rausch im Schatten der Tempel Thailands.

termänner des sehr gut organisierten Geschäftes mit den süßen Träumen haben die Umstellung gut überstanden. Sie verdienen am Heroin mehr als am Opium. Deswegen sind sie gar nicht daran interessiert, daß die Uhren zurückgestellt werden. Da sie stets im Hintergrund blieben und recht gute Beziehungen haben, hat ihnen niemand ein Haar gekrümmt. Sie und nicht die Volksgesundheit, um die es ging, sind die eigentlichen Nutznießer. Das ist eine unbequeme Wahrheit, aber — leider — eben doch Tatsache.

Regine sprach Blumengeschäftes „Herr Theobald um etwas Unge Sie verstehen Au „Aber sicher, g Blumenhändler T „Ich möchte Ih teilen, auf einen Blumen liefern. aus, es darf ruhig „Natürlich, ge bald, und wohin werden?“

Regine lächelte. „Wie?“ stotter soll ich das verste „Lassen Sie di geben, aber in ‘ Uhr, wenn ich ‘ mein Mann zu Ha „Aha“, meinte „Und sollte m die Blumen komm daß der Auftra wolle.“

„Aha“, sagte d mal, „jetzt verstel Regine zahlte Geschäft. Willib sie, mag er vor wissen, daß es eine Menge teure

Achmed

Achmed Ben I fener, fließiger u Sultans. Obwohl sieben Kinder ge Morgen bis spät ten, lebten sie Ben Ibrahim setzt dem Steuerneinl einem bestimmter die ihm auferlegt den Para zu entric

Als in diesem kam und Achmed bisher die Steuer aushändigte, sagt „Höre, Achmed Sultan — Allah will einen neuen prächtiger sein s er beschloss, fü um 50 vom Hur also nicht 22, sonde

Da brach Ach Wehklagen aus ur „Wie soll ich r gen können? Sie! meine Kinder! W mein Haus an! Es zubrechen ...“

Da unterbrach und sagte mit e „Deine Klage i Anklage. Willst d sagen, daß unse schenke ihm ein für sein Volk hat ern auferlegt? S Arbeit, in vier und hole den Rest

Achmed Ben Ib Tränen ohnmächtig dann gingen i Arbeit. Und so ge gelegten Tage der

Unfere Zeit i Flamm die e Sind die böt Sind die gut

nen. Aber von n Ben Sultan nicht

Als im nächste mer kam, konnte höhte Steuer bis i ten. Der Steuerei „Höre, unser gr die schnellsten F gehabt. Nun sind muß neue haben. die Steuer um 5 Du mußt also n nachbezahlen!“

Da raufte sich Haar und schlug rief:

„Aber wie könr Siehe mein Weib unansehnlich gew Aber der Steue nig das Wort ab u

„Schweige, El könnte ja fast m tan — Allah lass und Weisheit in den Vorwurf mac zu viel Steuern“ ich wieder und v der Steuer nicht i Und Achmed E seine Kinder art Bei den tägliche sie den Sultan, w ten Para herauspi angenehmes Lebe ihnen, den Rest i abzutragen.

Auch als im n nehmer wiederka him die Steuer empfand er dabel liche Freude, so

„Und sollte mein Mann fragen . . .“

Regine wurde blaß / Von Arne G. Thomsen

Regine sprach mit dem Inhaber des Blumenhandels.

„Herr Theobald“, sagte sie, „es handelt sich um etwas Ungewöhnliches, aber ich denke, Sie verstehen Aufträge diskret zu behandeln.“

„Aber sicher, gnädige Frau“, erwiderte der Blumenhändler Theobald.

„Ich möchte Ihnen einen Dauerauftrag erteilen, auf einen Monat. Sie sollen jeden Tag Blumen liefern. Wählen Sie nur die besten aus, es darf ruhig etwas kosten.“

„Natürlich, gnädige Frau“, dienerte Theobald, „und wohin sollen die Blumen geschickt werden?“

Regine lächelte. „An meine eigene Adresse.“

„Wie?“ stotterte der Blumenhändler. „Wie soll ich das verstehen?“

„Lassen Sie die Blumen nur für mich abgeben, aber in der Zeit von elf bis zwölf Uhr, wenn ich Tennis spiele. Dann ist nur mein Mann zu Hause.“

„Aha“, meinte Theobald verständnislos.

„Und sollte mein Mann fragen, von wem die Blumen kommen, bedauern Sie und sagen, daß der Auftraggeber nicht genannt sein wolle.“

„Aha“, sagte der Blumenhändler noch einmal, „jetzt verstehe ich.“

Regine zahlte und verließ gutgelaunt das Geschäft. Willibald wird sich wundern, dachte sie, mag er vor Eifersucht platzen. Er soll wissen, daß es noch Leute gibt, denen ich eine Menge teurer Blumensträuße wert bin . . .

Am nächsten Tag ging sie zur gewohnten Zeit Tennis spielen. Der erste Blumenstrauß ging inzwischen auf die Reise. Zehn Minuten nach zwölf kam Regine zurück.

„War etwas los, Willibald?“ fragte sie und sah sich unauffällig in der Wohnung um. Es standen keine Blumen da.

„Nein, nichts“, brummte Willibald Specht. Am Nachmittag rief Regine beim Blumenhändler Theobald an.

„Die Blumen wurden kurz nach elf abgegeben, gnädige Frau“, beteuerte dieser.

Am nächsten Tag geschah dasselbe. Regine schaute sich um, sah keinen Strauß und fragte: „Wurde für mich nichts abgegeben?“

„Nein, nichts“, brummte ihr Mann. So ging es Tag für Tag. Nie waren die Blumen zu sehen, und Willibald sagte lakonisch: „Es wurde nichts abgegeben. Was fragst du eigentlich andauernd?“

Blumenhändler Theobald beteuerte: „Jeden Tag erhält er die Blumen.“

Regine begriff gar nichts mehr. Bis sie eines Tages ihre Freundin Rosalinde traf. Und Rosalinde erzählte:

„Weißt du, Regine, warum ich so gut gelaunt bin? Seit drei Wochen erhalte ich jeden Vormittag Blumen. Ich weiß zwar nicht von wem, aber die Blumen sind wunderbar. Ich muß einen heimlichen Verehrer haben.“

Regine wurde erst blaß und dann rot.

„Der Schuft!“ sagte sie nur . . .

Achmed brach in lautes Wehklagen aus

Der große Sultan / Erzählung von Richard Burger

Achmed Ben Ibrahim war ein rechtschaffener, fleißiger und sparsamer Untertan des Sultans. Obwohl er und sein Weib, das ihm sieben Kinder geschenkt hatte, vom frühen Morgen bis spät in den Abend hinein arbeiteten, lebten sie in bitterer Armut. Achmed Ben Ibrahim setzte seinen ganzen Stolz darin, dem Steuereinnahmer, wenn er jährlich an einem bestimmten Tage bei ihnen vorsprach, die ihm auferlegte Abgabe bis auf den letzten Para zu entrichten.

Als in diesem Jahre der Steuereinnahmer kam und Achmed Ben Ibrahim wie jedesmal bisher die Steuer bis auf den letzten Para ausbündelte, sagte der Steuereinnahmer:

„Höre, Achmed Ben Ibrahim, unser großer Sultan — Allahs Segen auf sein Haupt! — will einen neuen Palast bauen, der noch viel prächtiger sein soll als der alte. Darum hat er beschlossen, für jeden Untertan die Steuer um 50 vom Hundert zu erhöhen. Du hast also nicht 22, sondern 33 Dinare zu zahlen!“

Da brach Achmed Ben Ibrahim in lautes Wehklagen aus und rief:

„Wie soll ich noch mehr Steuern aufbringen können? Sieh mein Weib und mich und meine Kinder! Wir gehen in Lumpen. Schau mein Haus an! Es ist nahe daran, zusammenzuberechnen . . .“

Da unterbrach ihn der Steuereinnahmer und sagte mit ernster und zorniger Miene:

„Deine Klage hört sich ja fast an wie eine Anklage. Willst du, Elender, damit vielleicht sagen, daß unser großer Sultan — Allah schenke ihm ein langes Leben — kein Herz für sein Volk hat und ihm immer mehr Steuern auferlegt? Schweige und gehe an die Arbeit, in vier Wochen komme ich wieder und hole den Rest der Steuer!“

Achmed Ben Ibrahim und sein Weib hatten Tränen ohnmächtigen Zornes in den Augen, dann gingen sie mit verbissener Wut an die Arbeit. Und so gelang es ihnen, bis zum festgelegten Tage den Rest der Steuer zu verdienen.

Unsere Zeit vergeht geschwind,
Nimm die Stunden, wie sie sind
Sind sie böse, laß sie vorüber,
Sind sie gut, so freu dich drüber.

HAHN

nen. Aber von nun an schlossen sie den großen Sultan nicht mehr in ihre Gebete ein.

Als im nächsten Jahre der Steuereinnahmer kam, konnte Achmed Ben Ibrahim die erhöhte Steuer bis auf den letzten Para entrichten. Der Steuereinnahmer aber sagte:

„Höre, unser großer Sultan hat bisher immer die schnellsten Pferde auf der ganzen Welt gehabt. Nun sind die seinen aber alt und er muß neue haben. Darum hat er beschlossen, die Steuer um 50 vom Hundert zu erhöhen. Du mußt also noch 16 Dinare und 50 Para nachbezahlen!“

Da raupte sich Achmed Ben Ibrahim das Haar und schlug sich auf die dürre Brust und rief:

„Aber wie können wir noch mehr arbeiten? Siehe mein Weib, es ist eingeschrumpft und unansehnlich geworden vor lauter Arbeit!“

Aber der Steuereinnahmer schnitt ihm zornig das Wort ab und sagte:

„Schweige, Elender, und arbeite! Man könnte ja fast meinen, du wolltest dem Sultan — Allah lasse immer die Lampe der Güte und Weisheit in seinem Herzen brennen! — den Vorwurf machen, er nehme seinem Volke zu viel Steuern ab. In acht Wochen komme ich wieder und wehe dir, wenn du den Rest der Steuer nicht entrichten kannst!“

Und Achmed Ben Ibrahim, sein Weib und seine Kinder arbeiteten schwerer als bisher. Bei den täglichen Gebeten aber verfluchten sie den Sultan, weil er seinem Volke den letzten Para herauspresste, um selbst ein möglichst angenehmes Leben zu führen. Jedoch gelang es ihnen, den Rest ihrer Steuerschuld rechtzeitig abzutragen.

Auch als im nächsten Jahre der Steuereinnahmer wiederkam, konnte Achmed Ben Ibrahim die Steuer voll entrichten. Allerdings empfand er dabei nicht wie früher eine spärliche Freude, sondern nur einen dumpfen

Zorn. Der Steuereinnahmer rechnete lange, dann sagte er mit einem ernsten Blick:

„Höre, Achmed Ben Ibrahim, unser großer Sultan — Allah möge immer seinen Geist erleuchten! — hat in seiner Weisheit und Güte beschlossen, die Steuern um zwei vom Hundert zu ermäßigen, und darum gebe ich dir 99 Para zurück. — Hat es je einen Herrscher gegeben, der gütiger war als er?“

Mit diesen Worten drückte er dem erstaunten Achmed Ben Ibrahim die zuviel gezahlten Münzen in die Hand und ging davon.

Achmed Ben Ibrahim aber rief sein Weib herbei, zeigte die Münzen, die er zurück erhalten hatte und sagte auf das tiefste in seinem Herzen erschüttert:

„O Weib, welch große Sünde haben wir auf uns geladen, daß wir unseren Sultan — Allah möge ihm hundert Söhne schenken! — geflücht haben, wo er doch von so viel Güte für das notleidende Volk erfüllt ist, daß er die Steuern ermäßigt. Komm“, wir wollen für ihn beten, daß er in seiner Weisheit und Güte uns noch recht lange erhalten bleibt.“

Mit einem wohligen Seufzer machte Monsieur Picot sich auf einer Parkbank breit, knöpfte seinen Mantel auf, spreizte die Beine weit von sich, legte seine Arme über die Lehne und reichte sein Gesicht der Abendsonne entgegen. Genießend schloß er die Augen, spitzte die Lippen und flüsterte eine so eigenwillige Melodie, daß die Amseln erschrocken ihre Köpfe unter die Flügel steckten.

Von jeglicher Sorge unbelastet ruhte er aus. Es war ihm endlich einmal gelungen, auch den leisesten Gedanken an berufliche Dinge von sich zu schieben. Ein Erfolg, der ihm durch das Bewußtsein, eine wohlgefüllte Brieftasche zu besitzen, erheblich erleichtert wurde.

Da überflog ein Schatten sein Gesicht. Unwillig öffnete er die Augen und behielt sie dann willig offen. Denn vor ihm stand ein junges Mädchen, das ihn interessiert betrachtete und dessen Reize durchaus geeignet waren, die Vorzüge dieses Abends beträchtlich zu erhöhen.

„Es tut mir leid, daß ich Sie in Ihren musikalischen Studien unterbrochen habe“, sagte sie. „Wenn Sie so nett wären und ein Stückchen von dieser für vier Personen berechneten

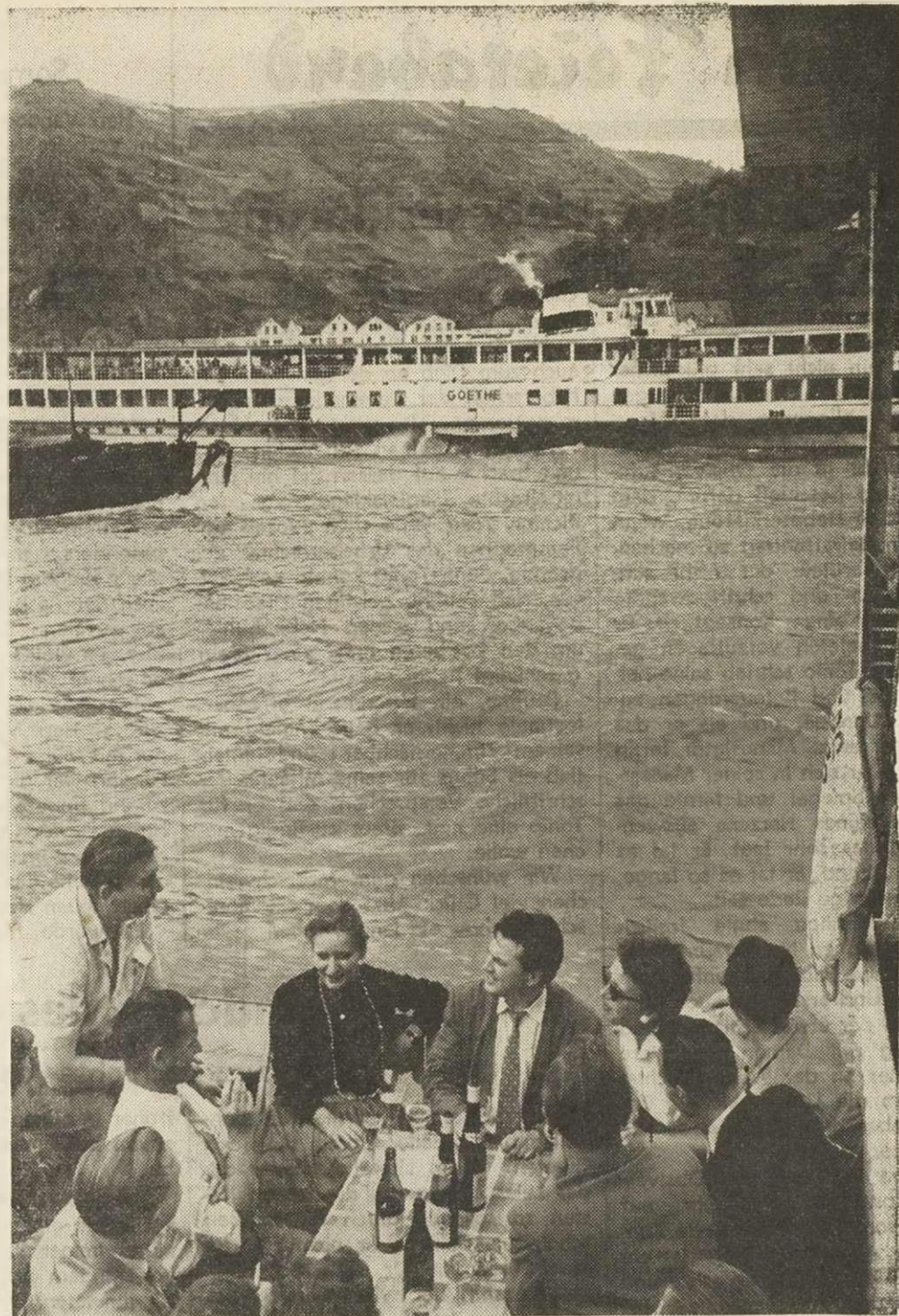
Ellen war eine sehr hübsche, sehr selbstbewußte junge Dame von knappen einundzwanzig Jahren. Sie hatte es Peter wahrhaftig nicht leicht gemacht und lange gezögert, ehe sie seinen wiederholten Bitten um ein Rendez-vous nachgegeben hatte.

Nun saßen sie sich in dem netten, kleinen Weinkelk gegenüber. Peter betrachtete sie verückt. Sie sah wirklich reizend aus in dem blaßblauen Abendkleid, das ihre schlanke Gestalt so wirkungsvoll zur Geltung brachte, mit dem kastanienbraunen Haar, dem Grübchen in den Wangen und dem kecken Lächeln auf der Stirn. Fred verschlang sie geradezu mit den Augen, aber davon scheint sie leider nichts zu merken. Sie benahm sich überhaupt so — so zurückhaltend, fand Peter.

Er hatte ihr doch so vieles sagen wollen: daß er sie wunderbar fände . . . und daß sie doch eigentlich ganz gut zueinander paßten . . . und ob es ihr nicht schon selber aufgefallen wäre . . .

Möchte sie ihn vielleicht doch nicht? Aber warum hatte sie dann seine Einladung angenommen?

„Ich muß Ihnen ein Geständnis machen, Peter“, unterbrach Ellen endlich das lange Schweigen. „Sie kennen mich nämlich noch gar nicht. Sie wissen nicht, wie ich wirklich bin! Sie sehen in mir das Idealbild der Frau,



ZWISCHEN SOMMER UND HERBST: DER RHEIN BEI ST. GOARSHAUSEN

Im Park herrschte längst Dunkelheit

„Wenn Sie so nett wären . . .“ / Erzählung von Dieter Bochow

Bank frei machten, dann dürfen Sie sich weiter mit Ihren Übungen beschäftigen.“

Monsieur Picot schnurrte hastig zusammen und murmelte eine Entschuldigung. Sie setzte sich und schlug die Beine übereinander. — Schweigen.

„Nun?“ fragte sie nach einer Weile. „Kein Konzert?“

„Mademoiselle“, protestierte er und senkte seine Augen in die ihren, „in Ihrer Gegenwart schwingt unhörbar Musik in der Luft, und ich denke nicht daran, diese Harmonie mit meinem Pfeifen zu stören.“ Erfreut bemerkte er ihr geschmeicheltes Lächeln. Mit einer weitausholenden Geste wies er auf die hinter den Bäumen versinkende rote Sonne: „Sehen Sie nur, Mademoiselle . . .“

Und sie bekam den erwarteten elegischen Zug um den Mund.

„Wie schön . . .“, hauchte sie.

„Unsere Sonne“, fügte er erklärend hinzu. Erst als das letzte Zipfelchen Sonne verschwand, ließ er die Hände wieder sinken und wandte sich seiner reizenden Nachbarin zu.

Sie zog ihr Mäntelchen etwas enger um sich zusammen und blickte ihn an. Monsieur Picot fröstelte schnell auch ein wenig und machte

ihr dann klar, daß es zwar etwas abends die Abendluft doch so angenehm sei, daß es ein Jammer wäre, würde man sie nicht noch etwas genießen.

Beim Zusammenrücken störte ihn ihre Handtasche, die sie an einem Riemen über die Schulter trug. Sie nahm sie deshalb ab und hängte sie über die andere Schulter.

Im Park herrschte schon längst Dunkelheit, als ihr plötzlich doch kalt wurde und sie sich mit wenigen Worten zu verabschieden suchte.

Monsieur Picot dagegen war es inzwischen sehr warm geworden, und nur ungern war er mit ihrem Abschied einverstanden. In seiner Ernüchterung fiel ihm sogar wieder sein leidiger Beruf ein. Der Gedanke daran überkam ihn mit so unwiderstehlicher Macht, als sie ihren Schal zurechnstellte und flüchtig auf Wiedersehen sagte.

Nachdem sie mit raschen Schritten in der Dunkelheit verschwunden war, betrachtete er trübselig sein kleines Rasiermesser in der einen und die an den Riemen abgeschnittene Handtasche in der anderen Hand. Nun war es also doch wieder passiert! Obwohl er sich fest vorgenommen hatte, an seinem freien Tag nichts zu tun und sich nur der Schönheit des Lebens zu widmen. Und ausgerechnet bei dieser süßen, zutraulichen Mademoiselle. Völlig niedergeschlagen ging Monsieur Picot nach Hause.

Nur die Tatsache, daß er in der Handtasche des zutraulichen Mädchens seine eigene wohlgefüllte Brieftasche fand, beruhigte ihn so weit, daß er, ein Liedchen summend, sich in sein Stamm-Café setzen konnte, um seine gewohnte Flasche Rotwein zu trinken.

Der erste Erfolg

Als der Schauspieler Weidmann noch nicht der beliebte Komiker war, als der er später das Wiener Publikum begeisterte, wirkte er einmal als Statist bei einer Aufführung eines blutrünstigen Ritterschauspiels mit. Weidmann hatte für das fürstliche Honorar von ganzen zehn Kreuzern einen Beisitzer bei einem mittelalterlichen Ferngericht zu spielen und spielte diese stumme Rolle mit einer Würde, die einer besseren Sache wert gewesen wäre. Die große Gerichtsszene nahte ihrem Ende, und unter atemloser Spannung wandte sich der Fernrichter an seine beiden Beisitzer: „Nun, was sagt ihr dazu?“

Nun hätte eigentlich der Statist zur Rechten Antwort geben müssen, da aber der Fernrichter versehentlich den Beisitzer zur Linken, der von Weidmann dargestellt wurde, anblickte, erwiderte dieser mit düsterer Grabesstimme: „Tja — was kann man für zehn Kreuzer da viel sagen!“

Tosender Beifall belohnte den Humor des

Zum Feierabend

Die gestohlene Liebeserklärung

Vor einem Richter in Regusa kam die seltsamste Plagiatsklage zum Ausrag, die jemals in den Zonen Europas notwendig wurde: Der Taxifahrer Tonio, ein nicht sehr glücklicher Petron, denn er hatte Schlitzaugen und wurde allgemein das „Meerschweinchen“ genannt, war sterbenskrank verliebt in die Obstverkäuferin Rosa und beschloß darum, dem Mädchen eine Liebeserklärung, wenn nicht einen Heiratsantrag zu machen. Tagelang brütete der nicht sonderlich sprach- und schriftgewandte Jüngling über einem Konzept, das er seiner Angebeteten vorzutragen gedachte. Kurz: Tonio schrieb seine heißen Schwüre und Beteuerungen zunächst ins Unreine, und als er das zwei Seiten lange Manuskript fertig hatte, stellte er sich in seiner Mansarde vor den Spiegel und lernte das Gedächtnis seines Herzens auswendig. Er tat das sehr laut. Er tat es Abend für Abend. Er tat es so lange, bis die schwierige Rede saß.

Der arme Schöps ahnte freilich nicht, daß sein im Nebenraum wohnender Kollege Paulino ebenfalls um Rosa freite. Und er konnte auch nicht wissen, daß der etwas schlaudere und im Umgang mit Damen gewitztere Rivale immer an der Wand horchte, so daß ihm die Liebeserklärung Tonios bald ebenso geläufig wurde wie dem Urheber selber.

Die Folge war, daß die Obstverkäuferin Rosa, als Tonio ihr auf Knien das sorgfältig memorierte Konzept eines Abends vortrug, in ein klirrendes Gelächter ausbrach und dem bestürzten Werber sagte: „Tut mir leid, lieber Freund, aber dein Kollege Paulino hat mir heute morgen in aller Frühe bereits die gleiche Rede gehalten. Und da ich der Glut seiner Liebeserklärung nicht widerstehen konnte, gab ich ihm das Jawort. Sei nicht böse, schick dich ins Mißgeschick, denn der andere war zuerst an der Mühle meines Herzens . . .“

Der also zu spät gekommene To-

nio verging vor Kummer. Seine wochenlange Arbeit war vergeblich gewesen, Paulino hatte ihn nicht nur zwölf Stunden überrundet, er war auch zum Dieb an der geistigen Urhebererschaft der flammenden Schwüre geworden. Also suchte das „Meerschweinchen“ einen Advokaten auf und brachte auf dessen Rat hin eine regelrechte Plagiatsklage vor den Richter. Man legte dem Prozeß die Paragraphen des Urheberrechtes zugrunde, denn Tonio konnte nachweisen, daß Paulino geistigen Diebstahl begangen und seinen Nebenbuhler um den kostbaren Preis einer Braut geschädigt hatte.

Paulino, ein Ehrenmann offenbar, leugnete nicht; er hatte Mitleid mit seinem Zimmernachbarn und hinterließ als Sühne für seine Missetat das schriftliche Versprechen, daß er für Tonio eine neue Braut ausfindig machen wolle.

Wir wünschen dem Meerschweinchen viel Glück. Und dem salomonischen Richter ein langes Leben.

Das Ständchen des einsamen Trompeters

Kurzgeschichte von Annemarie in der Au

Seit die ersten wärmenden Sonnenstrahlen wieder durch die Tage fluteten, waren sie alle wieder da, der Leierkastenmann, der seinen Kasten so schnell durch die Straßen schob, als bekäme er nicht für die Musik, sondern für seine Schnelligkeit bezahlt, der wilde Sänger, der seine Stimme und die Ohren seiner Zuhörer strapazierte, der Harmonikaspieler, der sein Instrument von Liebe, Heimat und Verlorenheit schluchzen ließ, und auch der Trompeter. Sie zogen durch die Stadt, und ihre Lieder verkündeten, daß es nun Frühling sei.

Der Trompeter war etwas Besonderes unter den Straßenmusikanten. Es ging von ihm das Gerücht, daß er

früher in einem großen Orchester, in einem berühmten sogar, gespielt habe.

Niemals sah man, daß er sich selber nach einem Geldstück gebückt hätte. Immer hatte er eine Anzahl von Kindern um sich herum, die es für ihn taten. Er nahm die eingewickelten oder uneingewickelten Geldstücke und steckte alles wie es kam unbesehen in seine großen Taschen.

Was aber niemand sah: Zu Hause in seinem ärmlichen Kämmerchen wickelte er behutsam alles Geld aus den Papieren, zählte es zusammen — mehrmals, damit er sich nicht selber betrüge — glättete jene Papiere, die bedruckt waren, und las diese dann genüßreich, nachdem die Geldange-

legenheit erledigt war. Jene Zeitungsbisse waren seine einzige Lektüre, und im Grunde freuten sie ihn mehr als die Zehner und Pfennige, die man ihm zuwarf.

Nun geschah es eines Tages, daß er unter den Papieren ein Gedicht fand, ein Liebesgedicht, und wie es ihm sogleich erschien, eigens für ihn säuberlich aus einer Zeitung ausgeschnitten.

Ein Liebesgedicht.

Wer wollte bezweifeln, daß das Liebesgedicht ihm galt. Er jedenfalls bezweifelte es nicht. Und ebenso gab es für ihn keinen Zweifel, daß es ihm die Frau mit den großen traurigen Augen zugeworfen haben müsse, die immer scheu hinter der Gardine stand und auf etwas zu warten schien.

Seit jenem Tage hielt sich der Trompeter in jener Straße länger auf als bisher. Er tat, als höre er auf die Bitten der Kinder und gäbe ihnen noch ein kleines Lied zu. Immer war es ein kleines Liebeslied, und er lächelte zu den Fenstern der Frau hin. Und das Wunderbare geschah, daß die Frau ihre Gardinen aufzog, ebenfalls lächelte und sich eines Tages in das Fenster lehnte, wie es also ihre Nachbarinnen taten. Jedes ihrer Geldstücke — sie warf ihm nicht immer etwas zu — hob der Trompeter selber aus — nur ihres und kein anderes — und steckte es in eine besondere Tasche. Aber so sehr er jedesmal hoffte, es kam keine neue Botschaft für ihn. Dennoch spielte er der Frau weiter seine Ständchen und lächelte und hoffte.

Wiederum ein wenig später im Jahr fand er, eines Tages die Fenster leer. Dunkel und nackt funkelten sie ihn an, und er erfuhr von den Kindern, daß die Frau verzogen sei, wohin wisse niemand, wahrscheinlich aber in eine der ärmeren Siedlungen.

Da lief der Trompeter nun wieder straßauf, straßab, um nach den traurigen Augen zu suchen. Und er fand sie, fand sie, als es längst herbstelte und seine Finger manchmal nicht mehr die Passagen seiner Lieder greifen konnten, weil sie steif waren vor Kälte. Er fand sie, und ihr Lächeln machte ihr Gesicht schön und jung.

Als es Winter war, spielte er nur für sie — und sie saß bei ihm und war glücklich.

Wolken über Haus Sonnenschein

Sommergeschichte von Erich Paetzmann

Herr Vandoorn war ein Glückspilz. Im Vorbeifahren sah er in einer idyllisch schönen Gegend ein Schild an der Straße stehen, auf dem ein ideal gelegenes Sommerhaus mit Badesteg am wunderschönen Elfensee sehr billig angeboten wurde. Er fuhr sofort den Abzweigweg zum See hinab u. sah sich das Haus an. Es war ein Bungalow mit Tannenduft und Schilfgeflüster, und der kleine See lag in der Frühlingssonne so traumstill und verwunschen da wie ein Zauberweiher aus dem Märchen.

Herr Vandoorn verstand nicht, wie man eine solche Kostbarkeit billig verkaufen konnte, wenn nicht ein besonders triftiger Grund vorlag. Nach einigem Hin und Her fand sich auch der Besitzer endlich bereit, ihn zu verraten: Es war ihm zu ruhig hier, er wollte wieder in die Stadt, er sehnte sich in den Betrieb, in das pulsierende Leben auf den Straßen zurück. Herr Vandoorn unterdrückte nur mit Mühe ein mitleidiges Lächeln. Für ihn war diese Ruhe hier geradezu ein unbezahlbares Geschenk des Himmels. Man fuhr also bald handelsmäßig zum Katasteramt, u. kurz darauf hatte das Haus „Sonnenschein“ einen neuen Herrn.

Es wurde Frühsommer, bis Herr

Vandoorn sich von seinen Geschäften gelöst hatte und an den Elfensee übersiedeln konnte.

„Leni“, sagte er zu seiner Frau, als sie sich am ersten Abend voll in-nigem Behagen auf die Liegestühle am Seeufer legten, „hörst du, Liebling, wie das Schilf rauscht?“

„Ja, Ferdy, aber ich glaube, es ist mehr eine Mücke.“

„Mücken rauschen nicht, sie sirren, Liebste — hoppla, hab sie schon! rief er und hieb sich wuchtig an den Nacken.

„Gott sei Dank“, sagte Frau Leni, sie ärgert mich schon eine Weile —

Ho, da kommt ja eine neue!“

Herr Vandoorn nahm ungesäumt den Kampf auf und erlegte sie. Doch es mußten wohl mehrere neue gewesen sein, denn Frau Leni brachte in derselben Zeit drei zur Strecke. Kurz darauf gelang es Herrn Vandoorn sogar, mit einem Schlag eine ganze Familie auszurotten, die sich auf seinem linken Bein zu einer gemeinschaftlichen Bohraktion versammelt hatte. Aber für jede, die ein Schlag aus ihren Reihen riß, kamen sogleich zehn lebendige herbeigeeilt und fielen mit frischem Mut über das Ehepaar her.

„Sie müssen heute einen beson-

ders stechlustigen Tag haben“, sagte Herr Vandoorn. Und dann, als sie etwas irritiert den Rücken zum Haus an und widmeten dem Abends der Pflege ihrer Be-

Leider hatten die Mücken am ersten Tag nichts von ihrer Stärke eingeübt. Manchmal erhoben ganze Wolken angriffslüstern aus dem See. Herr und Frau Vandoorn traten erst gar nicht den Versuch an, sich ins Freie zu legen, sie blieben im Hause bleiben, die Fenster geschlossen halten und die Luft mit guter Luft mit Desinfiziergerüchen füllen.

Am übernächsten Tag, als Herr Vandoorn wegen neuer Mittel gegen Insekten und Geschwülste die Apotheke aufsuchte, erfuhr er vom Apotheker die furchtbare Wahrheit. Der See hieß in der Gegend schon altherber, als Brudher aller der Mückensee, und es gab nicht den, der es in Haus „Sonnenschein“ länger als drei Wochen aushielte.

Herr Vandoorn hielt es nur drei Tage aus, dann zog er in die Stadt zurück und beauftragte einen Makler mit dem Verkauf des Hauses zu jedem Preis, weil es ihm, wie er schamhaft eingestanden, dort zu hoch sei und er sich in das pulsierende Leben der Stadt zurücksehnte. Stechmückenidyll wurde tatächlich verkauft, aber zu einem sehr niedrigen Preis.

Einige Zeit später las er in der großen Zeitung ein Inserat: Ferienaufenthalt in Haus „Sonnenschein“ am wunderschönen Elfensee. Anfragen an F. Huber, Tel. 241496.

„Der arme Irre“, sagte er zu seiner Frau, „wer geht da wohl hin.“ Dann machte er sich den Kopf und rief an.

„Tut mir leid“, sagte Herr

„dies Jahr ist alles besetzt.“

„Trotz der Mücken?“

„Wieso Mücken? Ich habe Krätze“, brüt gesetzt, und die haben den Mückenlarven restlos ausgeräumt. Die Vorbesitzer müssen die Schäfsköpfe gewesen sein, daß nicht darauf gekommen sind.“

Herr Vandoorn hängte ein, stets weil er sich nachträglich über den niedrigen Verkaufspreis ärgerte und zweitens, weil er keine neuen Beleidigungen hören wollte.

Mark Twain und der Anwalt

Bei einem ihm zu Ehren gegebenen Bankett hatte Mark Twain, der große amerikanische Humorist, eine obligate Rede beendet und nahm unter dem rauschenden Beifall der wesenden seinen Platz wieder ein.

Da erhob sich ein zweiter Redner, ein Anwalt, steckte seine Hand in die Hosentaschen, machte ein ges Gesicht und fragte die Gäste: „Kommt es Ihnen nicht ein bißchen ungewöhnlich vor, daß ein maßiger Humorist so komisch ist?“

Als die Lachsalve, die dieser Pflaumerei folgte, wieder verklungen war, wandte sich Mark Twain in seiner gedehnten Redeweise an die Gäste:

„Kommt es Ihnen nicht auch ein bißchen ungewöhnlich vor, daß ein Anwalt seine Hände in seine Hosentaschen steckt?“

Eben darum

Ein Wahlkandidat wandte sich an einen Farmer im Norden Englands, um seine Stimme zu erlangen, versprach, das Ministerium zu bilden.

„Dann stimme ich nicht für Sie“, sagt der Farmer.

„Warum nicht?“ wollte der Kandidat wissen. „Ich wünsche eine Regierung, weil ich mein Land lieben möchte.“

„Aus demselben Grund“, erwiderte der Farmer, „wünsche ich es nicht, wenn ich neue Schweine kaufen möchte, bis sie wenig Fett angesetzt haben, und wenn ich Futter brauche, bis sie nur das halbe Futter fressen.“

Eben darum bin ich für die jetzige Regierung.“

ST.

Die St. Vither Zei
dienstags, donner
und Spiel“, „Frau

Nummer 100

zum Rass

Der amerik. Ju
entwürfe der F
Kon

NEW YORK. Der amer
minister Robert Kenne
Verlaufe eines Fernseh

Caravi bei Zü abgesti

Alle 74 Passagi

ZÜRICH. Am Mittwo
nach 7 Uhr ist 40 km si
ein Verkehrsflugzeug
mit 74 Passagieren an l
explodiert und brennen
gibt keine Ueberlebende
„Caravelle“, die sich v
Genf nach Rom begab
54 Teilnehmer eines lar
Kongresses. Außer der
fanden auch die sköpfung
Tod.

müsse mit neuen Rau
den Fall rechnen, daß
würde der Regierung i
rechte vom Kongreß ni
werden. Wenn die vorg
nahmen nicht angest
würden die Opfer die
kelt vom Regime und
täuscht sein, sagte Ro
wies darauf hin, daß
in den letzten zehn
30 verschiedenen Staate
Kundgebungen veransta
betonte dann, daß se
greifendes System vor
die Bürgerrechte der
heilmittel darstelle. Di
liege vielmehr in eine
Vollbeschäftigung. Wen
ten Arbeit haben und
nen, daß ihre Kinder f
entsprechende Erziehun
den, so glaube er per
eine Lösung für die
5 Jahre sein könnte, sa
Robert Kennedy.

Als die Lachsalve, die dieser Pflaumerei folgte, wieder verklungen war, wandte sich Mark Twain in seiner gedehnten Redeweise an die Gäste:

„Kommt es Ihnen nicht auch ein bißchen ungewöhnlich vor, daß ein Anwalt seine Hände in seine Hosentaschen steckt?“

Die Demonstration, friedlicher Form begann in Zusammenstöße mit der Polizei gelang es auseinanderzutreiben, ein Teil in eine Kirche, die Kirche ein und nengasbomben gegen die Polizei. Es wurden mehrere Verhaftungen vorgenommen.

Die Direktion der Stadt gegen den Befehl des ALABAMA. Der Direktoren von Tuskegee hat gegen den Befehl von George Wallace, die Öffnung der Stadt zu öffnen.

Der Unterricht sollte in der Gouverneur Wall eine Vertagung angeordnet vor der Schule aufgestrichen. 13 Negerkinder hatten ein Jahr eingeschrieben, das wird von 50 weißen Kindern ist die einzige Schule der Stadt.

Vor einigen Monaten der Gouverneur der Alabama und Tuscaloona

Empfänger hierorts unbekannt

Feuilleton über den Nachruhm von M. Y. Ben-gavriel

Von einem gewissen Schiller stammt, wie einigen Fachleuten bekannt sein dürfte, auch die folgende Sentenz: „Von des Lebens Gütern allen — Ist der Ruhm das höchste doch — Ist der Leib in Staub zerfallen — Lebt der große Name noch.“

Da ich von Jugend an gegen derartig lapidar, noch dazu gereimt hinausgestellte Verallgemeinerungen ein gewisses Mißtrauen hege, nahm ich mir die Mühe, zumindest die hier vorliegende auf ihre Wahrheit zu untersuchen. Das heißt, ich nahm mir die Mühe, festzustellen, ob der große Name auch nur fünfzig Jahre nach dem Tod seines Trägers in der Allgemeinheit lebt oder ihr auch nur bekannt ist. Um diese Untersuchung durchführen zu können, mußte ich die Hilfe der Postbehörden einiger Länder in Anspruch nehmen, die sie mir, ohne daß sie eine Ahnung von der Sache hatten, gewähren mußten, da das internationale Postabkommen unter anderen auch die Bestimmungen enthält: a) Ein eingeschriebener Brief muß, wenn er aus irgendeinem Grund dem Adressaten nicht ausgeliefert werden kann, an den Absender zurückgehen, und b) die Poststelle, die den Brief zurücksendet, hat die Ursache der Rücksendung auf der Hinterseite des Umschlages zu vermerken.

Ich begann nun an Dichter, Philosophen und andere derartige Außenseiter der Menschheit, die das Antlitz ihrer Generation formten, Briefe zu schicken, wobei zwei Voraussetzungen grundlegend wichtig waren: erstens, daß sie zumindest fünfzig Jahre tot waren und zweitens, daß der Brief die richtige Schreibzeit ergäbe.

Ich fing mit Heinrich Heine, Bolkerstraße 7, Düsseldorf, an und bekam nach ein paar Wochen den Brief mit dem lakonischen Vermerk „Hierorts unbekannt“ zurück. Genau so unbekannt waren Hebbel und Mörike in ihren Geburtsorten. Mit der Frau Martha Schwertlein p. A. Dr. Heinrich Faust hingegen nahm sich die Post, wie aus drei Anmerkungen zu ersehen ist, größere Mühe: 1. „Empfänger durch Aufruf nicht ermittelt“; 2. „Aufruf erfolglos“ und 3. „Empfänger hierorts unbekannt“. M. J. P. Eckermann bei Herrn Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe erreichte anscheinend einiges Kopfzerbrechen; man wandte sich sineethalben an die Polizei. Das Ergebnis war dennoch negativ, denn es hieß betrüblicherweise auf der Reverso (des Umschlages): „Beim Meldeamt nicht gemeldet!“ (Das Rufzeichen wohl als strafender Hinweis auf das sich durch die Nichtmeldung ausdrückende Maniko primitivster staatsbürgerlicher Instinkte.) Da, wie Sie wissen, Mißerfolge zumeist herdenweise auftreten, wunderte ich mich nicht über die im gleichen Monat eintreffenden Mitteilungen, die besagten, Herr Felix Mendelssohn-Bartholdy sei aus seiner Wohnung Leipziger Straße 3 „abgereist ohne Angabe der Adresse“.

Ich war nahe daran, die Sache aufzugeben. Ich tat es aber nicht, da ein paar Briefe an Film-, respektive Fußballgrößen, einfach adressiert „Amerika“ oder „Deutschland“ oder „England“ nicht zurückkehrten, also ihre sich sicherlich über die inhaltslosen Umschläge wundernden Adressaten erreicht hatten. Ich sandte daher weiter Briefe aus, bekam viele mit „Unbekannt“-Vermerk in vielen

Sprachen zurück, aber siehe da, plötzlich begann sich das Blatt zu wenden: Post und Geistesproduktion berührten sich irgendwie. Ein Wiener Postamt verständigte mich, daß der Dr. Theodor Herzl — der Begründer des politischen Zionismus — nicht Haitzingerstraße 8, sondern 29 gewohnt habe und überdies „vor vielen Jahren verstorben“ sei, während ein Brief an Joseph v. Eichendorff aus dem polnischen Lubowitz bei Ratibor mit der deutschen Mitteilung zurückkam, daß „Empf. gestorben im Jahr 1857, Verwandtschaft unbek.“. Daß ein Schreiben an den großen Arzt und Alchimisten Philippus Aureolus aus Einsiedeln in der Schweiz mit einem lakonischen Zettel „Gestorben — Décédé — Decesso“ zurückkam, war weiter nicht wunderlich, denn der Mann ist tatsächlich bereits über 400 Jahre tot.

Aus dem hier vorgelegten Material die richtigen Schlüsse zu ziehen, überlasse ich Ihnen. Für den Fall aber, daß Sie den Versuch fortsetzen wollen, möchte ich Sie vor Frauen warnen. Berühmte Damen haben nämlich merkwürdigerweise zumindest Enkelinnen am Platz, die denselben Namen führen, wie etwa Bettina von Arnim oder Annette von Droste-Hülshoff, welche die Briefe erhalten und, in Unkenntnis der Spielregeln, sie mit einem „Danke für die schönen Marken, die mein Enkel für seine Sammlung bekommt“ quittieren. Zumeist auf einer Karte mit dem Bild der echten Bettina oder Annette.